Die Mennonitische Rundschau

Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist.

38. Jahrg. | Scottdale, Pa., 27. Oktober 1915. | No. 43.

Der Mensch denkt

Aber Gott lenkt

Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Welcher auch seines eigenen Sohnes nicht hat verschont, sondern hat ihn für uns alle dahingegeben; wie sollte er uns mit ihm nicht Alles schenken?

Wer will die Auserwählten Gottes beschuldigen? Gott ist hier, der da gerecht macht. Wer will verdammen? Christus ist hier, der gestorben ist, ja, vielmehr, der auch auferweckt ist, welcher ist zur Rechten Gottes und vertritt uns, Röm. 8, 31—34.

Gott lässet Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz des Menschen, daß das Brod des Menschen Herz stärke.

Denkst du daran?

Denkst du daran, wie dich dein Gott geleitet,
Wie manches stille Glück er dir bereitet,
Wie manchen Unfall er mit starken Händen
Von deinem Haupte wußte abzuwenden?
Denkst du daran?

Denkst du daran, wie Gott, der Leib und Leben,
Vernunft und alle Sinne dir gegeben,
Dir, was er gab, durch sein allmächtig Walten
Bis diese Stunde auch erhalten?
Denkst du daran?

Denkst du daran, wie Gottes reicher Segen
Dein Feld besucht in Sonnenschein und Regen,
Wie Gottes Auge treulich dich bewachte
Und seine Hand Brot aus der Erde brachte?
Denkst du daran?

Denkst du daran, wie Gott dich nie versäumet,
Wie manchen Stein er aus dem Weg geräumet,
Daß nicht im dunklen Thale, fern vom Ziele,
Dein Glaube wankte, deine Hoffnung fiele?
Denkst du daran?

(E. Fischer.)

Ueberwindung der Welt.

Denn alles, was von Gott geboren ist, überwindet die Welt; und unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat. 1 Joh. 5, 4.

Soll ein Mensch, von Sünde und Tod erlöst, in Gottes Reich kommen und selig werden, so ist nicht genug, daß er von einer Menschlichen Mutter geboren sei, nein, er muß von Gott geboren sein aus dem unvergänglichen Samen des göttlichen Wortes, denn der Herr spricht Joh. 3: „Was vom Fleisch geboren wird, das ist Fleisch." Wen aber der Apostel unter dem versteht, der von Gott geboren ist, das hat er ein paar Verse vorher gesagt, indem er schreibt: „Wer da glaubet, daß Jesus sei der Christ, der ist von Gott geboren." Vers. 1. Der Gläubige ist es also, der von Gott geboren ist. Von Natur ist der Mensch geistlich tot, tot in Sünden und Uebertretungen, entfremdet von dem Leben, das aus Gott ist. Wenn aber Gott nach seiner Gnade durch sein Wort einen Menschen zum wahren Glauben an Christum bringt, dann wird derselbe wiedergeboren, wird ein neuer Mensch und bekommt neues geistliches Leben.

Solch ein gläubiger, wiedergeborener Mensch überwindet die Welt. Die Kinder dieser Welt greifen nämlich den gläubigen Christen an, teils durch Lockungen, indem sie, einer reizenden Delila gleich, ihr sündiges Tun und Treiben gar lieblich vorstellen, damit der Christ dazu Lust bekommen soll; können sie ihn aber nicht dudch süße Lockungen überwinden, so folgen Drohungen, sie verachten, verspotten und verfolgen den Christen. So reizt auch unser sündliches Fleisch täglich zur Sünde und endlich trachtet der Fürst danach uns zu fällen, indem er anfänglich die Sünde gering und klein vorstellt, sie aber, wenn sie begangen ist, groß macht, um den Menschen in Verzweiflung zu stürzen. Wer nun durch den Glauben mit seinem Heiland und Erlöser verbunden ist, der hat den Sieg erstritten. Im Glauben beweinen wir unsere Sünde, bekämpfen und kreuzigen unser Fleisch, samt den Lüsten und Begierden. Im Glauben wenden wir uns von der Welt und ihren sündlichen Freunden ab, brechen mit ihr. Im Glauben widerstehen wir dem Teufel und behalten Feld und Sieg. Der Apostel sagt nicht: Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwindet, oder überwinden wird sondern der die Welt überwunden hat. Wenn wir glauben, haben wir schon überwunden. Wir müsse nzwar, so lange wir im Leibe wallen, alle Tage kämpfen, aber wir haben es mit einem fliehenden und überwundenen Feind zu tun, mit dem Fürsten der Welt, der schon gerichtet ist, mit der Welt, die schon überwunden ist, mit der Sünde, die schon getilgt ist durch Christum unsern Heiland; ergreifen wir ihn im Glauben, so ist sein Kampf unser Kampf, seine Gerechtigkeit unsere Gerechtigkeit, sein Sieg unser Sieg, so kämpfen wir mit ihm und tragen mit ihm den Sieg davon.

Jesu, hilf, daß ich
Allhie ritterlich
Alles durch dich überwinde
Und in deinem Sieg empfinde,
Wie so ritterlich
Du gekämpft für mich.

Nur zwei Klassen.

Nur zwei Klassen gab es in den Tagen Noahs: diejenigen Menschen, die sich innerhalb der Arche befanden, und die, welche draußen waren; — und zwei Klassen in dem Gleichnis von dem Netze des Evangeliums: die guten Fische und die schlechten; — und zwei Klassen in dem Gleichnis von den zehn Jungfrauen: die klugen und die törichten; — und zwei Klassen in dem Berichte über den Gerichtstag: die Schafe und die Böcke; — nur zwei Seiten des Thrones: die rechte und die linke; — zwei, nur zwei Orte, wenn der letzte und unveränderliche Richterspruch getan ist: Himmel und Hölle.

Gesetz und Evangelium.

Der bekannte Pastor Otto Funcke erzählt folgende rührende Geschichte: Wenn ich nicht irre, so war ich etwa 17 Jahre alt u. Schüler des Gymnasiums in Gütersloh. Einmal während der Herbstferien weilte ich mit meinem Vater in der besten Stube. Er stand auf einem Stuhl und zog die Uhr auf, was ich, da er ein schwerer Mann war, immer nur mit Angst ansehen konnte. Da stürmte ein junges Mädchen ohne anzuklopfen wie toll in unser Zimmer und schrie meinen Vater an: „Schnell, Herr Doktor, schnell! Unser junger Herr ist verunglückt — kommt schnell oder er stirbt." Während mein Vater in die Stiefel fuhr, konnten wir durch das leidenschaftliche, erregte Mädchen nur mühsam erfahren, daß es sich um den einzigen Sohn eines wohlhabenden Landwirts handelte. Er wohnte nur eine Viertelstunde von Wülfrath entfernt. Wir „Doktorjungens" hatten auf dem fetten Hof so manch Körblein Aepfel empfangen.

Bald schritt ich an der Seite meines Vaters dahin. Wir gingen im Sturmschritt u. waren bald am Platze. Da lag der elfjährige Gustav, weiß, wie die getünchte Wand, auf seinem Bett. „Was ist denn geschehen?" forschte der Arzt. „Ach, der arme Junge ist die große Leiter, die dort an dem Apfelbaum stand, hinaufgestiegen, das war ihm freilich streng verboten, und da ist er mit der Leiter umgeschlagen. Und ich fürchte, daß da allerlei gebrochen ist, denn er hat rasende Schmerzen." So berichtete die Mutter des Knaben unter einem Strom von Tränen.

Jetzt untersuchte mein Vater den Knaben mit weichen Händen. Dennoch schrie der arme Junge herzbrechend. Nach fünf Minuten wandte sich der Arzt um. Ich sah, daß sein Auge feucht war und seine Lippen bebten. Aber er machte sich hart und sagte leise zu den Eltern: Hier ist meine Kunst zu Ende. Gustav hat zweimal das Rückgrat gebrochen. Je eher er stirbt, desto besser für ihn."

Ich trat hinzu und wollte dem Knaben, den ich lieb hatte, noch einmal die Hand reichen. Aber Gustavs Vater kam mir zuvor und sagte mit eiserner Stimme:

„Da haben wir das Unglück, du ungehorsamer Junge! Gustav, habe ich dir nicht streng verboten, die Leiter zu betreten? Und du hast es doch getan. Und nun hast du uns dies Unglück gemacht. O, ich armer Mann, nun habe ich keinen Sohn und keinen Erben mehr!"

Mit einem fast feindlichen Blick trat er von dem Sterbebett weg. Ich aber sah, wie

die Züge des Knaben sich schrecklich verzerrten. Doch bald kniete die Mutter am Bett ihres innniggeliebten Kindes, nahm seine Hand und sagte in einem Ton, darin ein Meer von Erbarmen zusammenströmte: „Gustav, armer, herzensgeliebter Gustav, Gott hat dich lieb, noch viel lieber wie ich dich habe. Glaube es nur, der große, herrliche Gott im Himmel hat dich lieb, auch wenn er dich jetzt sterben läßt. Er hat dich so lieb — ach, mein Kind! Er sagt zu dir: Ich habe dich je und je geliebt, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte. Er hat am Kreuz dich zu Seinem Eigentum erkauft. Zum Himmel zieht er dich,, zur Freude, die ewig währt, durch kurze Schmerzen hindurch."

Dies sagte die Mutter. Nie aber habe ich in dem Antlitz irgend eines Menschen eine so schnelle, wunderbare und herrliche Verwandlung gesehen wie in dem Antlitz des kleinen Gustav. Bei den Worten seines Vaters wurde sein Gesicht völlig verzerrt. Der Mutter Rede aber schuf, daß eine unsagbare, himmlische Freude darüber leuchtete. Wie verzückt streckte er seine Hände aus, so gut er vermochte, und sagte: „Er hat mich lieb! Er hat mich doch lieb!" Dann wurde er bewußtlos. Er starb auch bald in der Bewußtlosigkeit, aber mit dem holdesten Lächeln auf den Lippen.

Mein Vater und ich gingen heim. Wir waren beide stumm. In meinemGemüt aber ging mancherlei vor. Hatte Gustavs Vater mit seiner harten Rede denn nicht völlig recht gehabt? War nicht jedes Wort das er sagte durchaus wahr? Ja, freilich, Mann konnte es beweisen, daß aus dem Ungehorsam die Strafe, auf die Sünde der Tod gefolgt. Und die Mutter? Ja, sie sprach wohl von der Liebe Gottes. Aber schien nicht alles was jetzt vorging, dagegen zu sprechen? Sprach nicht ihr eigenes zuckendes Herz, sprach nicht das zerbrochene Gebein ihres Lieblings viel eher von Grausamkeit Gottes? Sie aber glaubte trotz allem, was in die Erscheinung trat, an die Liebe, an die große, siegende Liebe Gottes. Und die Botschaft von dieser Liebe hatte den kleinen Gustav lebendig gemacht mitten im Tod.

Ja, das alles hatte ich gesehen, sagen wir lieber erlebt. Unklar und verworren ging es durch mein junges Herz. Als ich zehn Jahre später auf der Kanzel stand, da drückte ich es also aus: „Das Gesetz ist recht und wahr und heilig. Aber es richtet nur Zorn an. Ja, es tötet. Es ertötet in dem Menschen die Hoffnung und den Mut auf Besserung; es ertötet in ihm das Vertrauen auf Gott. Das Evangelium aber, das zu den müden, verzweifelten Seelen spricht: „Wer zu Mir kommt, den will ich nicht hinausstoßen" — dies Evangelium im Munde des Heilandes, der tatsächlich das verirrte Schäflein aus den Dornen löst, ja, das Evangelium macht lebendig, ewig lebendig, wenn's recht erfaßt wird."

Viele Bücher habe ich seit einem halben Jarhhundert gelesen über das große Thema von Gesetz und Evangelium. Aber einen besseren Kommentar darüber als das Erlebnis mit dem kleinen Gustav habe ich nicht gefunden. Ich hatte erlebt, was Gesetz und Evangelium sind und was sie vermögen. Keine Theorie in der Welt aber ersetzt das Erleben, die Tatsache.

(D. Kfrd.)

Die Indianerin als Wahrsagerin.

Auf der geräumigen Veranda eines Gebirgsgasthauses im Hochland von Ontario, Nordamerika, erfrischten sich mehrere Familien an der erquickenden Gebirgsluft. Eine Schar von umherziehenden Indianern fesselte bald die Aufmerksamkeit der frohbewegten Gesellschaft. Als die Indianer nahe genug gekommen waren, rief man sie heran und fragte, ob sie wahrsagen könnten. Während die meisten der Rothäute verstummten, sagte eine alte Indianerfrau: „Ja, meine Herrschaften! — Doch ich werde bald wiederkommen! Ich muß mir erst ein altes Buch holen, das ich zum Wahrsagen nötig habe!" Nach einer Weile kam sie zurück und sagte: „Hier ist das Buch. Aus ihm kann ich Ihnen Ihre Zukunft ganz genau wahrsagen. Damit Sie aber von der Wahrheit meiner Worte sich selber überzeugen, werde ich Ihnen mit Hilfe dieses Buches erst einmal sagen, wer und was Sie heute sind."

Damit öffnete die Indianerin das Buch und las mit ausdrucksvoller Stimme: „Da ist nicht, der gerecht sei, auch nicht einer. Da ist nicht, der verständig sei. Da ist nicht, der nach Gott frage. Sie sind alle abgewichen und allesamt untüchtig geworden. Da ist nicht, der Gutes tue, auch nicht einer. Ihr Schlund ist ein offenes Grab; mit ihren Zungen handeln sie trüglich. Ihr Mund ist voll Fluchens und Bitterkeit. Ihre Füße sind eilend, Blut zu vergießen. In ihren Wegen ist eitel Schaden und Herzeleid und den Weg des Friedens wissen sie nicht. Es ist keine Furcht Gottes vor ihren Augen! — „Was nun die Zukunft betrifft, so gibt es zwei Wege, der eine heißt: Des Menschen Sohn wird seine Engel senden, und sie werden sammeln aus seinem Reiche alle Aergernisse und die Unrecht tun, und werden sie in den Feuerofen werfen; da wird sein Heulen und Zähneklappen. Der andere Weg heißt: Dann werden die Gerechten leuchten wie die Sonne in ihres Vaters Reich. — Damit Sie nun auch den Weg finden, will ich Ihnen noch eine Stelle aus diesem Buche vorlesen, das die Wahrheit sagt." Damit schlug die alte Indianerin das Buch an einer anderen Seite auf und las: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben."

Mit diesen Worten entfernte sich die Greisin. Ihr merkt wohl, was für ein Wahrsagebuch sie benutzte. Die eben noch so übermütigen Sommerfrischler hatten auch den tiefen Ernst dieser Bibelworte empfunden. Es war ihnen, als hätte Gott der Herr selbst durch diese zuerst von ihnen verspottete Indianerin zu ihnen gesprochen und ihnen ihre Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft enthüllt. — Jgdsd.

Was den Grönländern der Heiland ist.

Bei ihren ersten Uebersetzungsarbeiten des Neuen Testaments in Grönland fanden die Missionare lange keinen passenden Ausdruck für das Wort Heiland. Sie versuchten bei den Eingeborenen zu erkunden, was diesem Begriff am besten entsprechen würde, aber vergebens. Endlich fragte einer: „Meinst du vielleicht einen Mann, der, wenn das Boot umkippt, ins Meer springt und den Ertrinkenden ans Land bringt?" „Ja," sagte der Missionar, „das paßt." Und so hieß fortan in der Sprache der Grönländer der Name Heiland: Einer, der in die Fluten geht, und den Ertrinkenden errettet. — Wahrlich, ein treffender Name des Heilandes.

Die Bibel.

Ein reicher Herr in Paris beschäftigte vier Arbeiter. Diese fanden sich an jedem Neujahrsmorgen bei ihm ein, um ihre Glückwünsche darzubringen. Für diese Aufmerksamkeit hielten sie stets ein entsprechendes Geschenk.

Als sie wieder einmal in dieser Absicht bei ihm erschienen waren, sagte der Herr: „Hier sind eure Geschenke, und ihr habt die Wahl: 15 Franken oder eine Bibel." Sagte der Erste: „Eine Bibel ist ja recht schön; aber ich kann nicht lesen," und er nahm die 15 Franken.

Sprach der Zweite: „Ich kann zwar lesen, aber ich brauche gerade sehr notwendig

Geld," und nahm sich auch 15 Franken.

Meinte der Dritte: „Ich tät ja sehr gern in der Bibel lesen, aber ich habe schwache Augen." Da hatte er auch schon die 15 Franken eingesteckt.

Da dachte der Herr: „Der Vierte wird's wohl nicht besser machen!" Er sah sich aber zu seiner großen Freude getäuscht. Denn der Vierte, ein bescheidener Jüngling, sprach: „Meine Mutter hat sich schon immer eine Bibel gewünscht, um das Wort Gottes stets im Hause zu haben. Daher nehme ich mit Ihrer gütigen Erlaubnis eines dieser Bücher und will Mutter abends daraus vorlesen."

„Das ist brav!" sagte der Herr. „Aber verlieren Sie mir auch nicht das Lesezeichen auf dem Buch."

„Das Lesezeichen?" Der Jüngling sah nach und fand einen Fünfzigfrankenschein zwischen den Blättern.

Da machten die andern lange Gesichter.

Der Herr aber zuckte die Achseln und entließ sie mit den Worten: „Es tut mir leid, daß ihr keine bessere Wahl getroffen habt. Wer nur auf's Geld sieht, ist immer betrogen."

„Er wird dich auf den Händen tragen."

(Ein Erlebnis des Missionars John Paton.)

Wie viele aufregende Abenteuer hat der Missionar John Paton zu überstehen gehabt, als er sich um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts unter den wilden Kannibalen auf der Südsee-Insel Tanna niedergelassen hatte! Wie oft schwebte sein Leben in äußerster Todesgefahr, und nur wie durch ein Wunder entging er wieder und immer wieder dem drohenden Verhängnis! Bei solch einem fast täglich und oft stündlich vom Tode bedrohten Leben erfuhr er tröstend und stärkend aber auch immer wieder die Wahrheit der Verheißung des Herrn: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende." Bei dem nachstehend erzählten Erlebnis muß man unwillkürlich an das Psalmwort denken: „Er wird seinen Engeln über dir Befehl tun, daß sie dich auf den Händen tragen und du deinen Fuß nicht an einen Stein stoßest."

Paton war von seinem Mitmissionar Mathieson, der auf der anderen Seite von Tanna wohnte, dringend gebeten, ihm doch etwas Mehl und andere Vorräte zu überbringen, da die Seinen völlig erschöpft waren. Nun war es aber gerade damals äußerst gefahrvoll, die Insel zu durchqueren, da, wie so häufig, ein blutiger Krieg zwischen zwei feindlichen Stämmen tobte, durch deren Gebiet der Weg hindurchführte. Es blieb der Weg zur See. Da aber seit mehreren Tagen stürmisches Wetterherrschte, war es auch ein Wagnis, sich in den gebrechlichen Kähnen der Eingeborenen dem wildbrandenden Meere anzuvertrauen. Aber es mußte sein, denn den Freund und dessen Frau durfte man nicht im Stich lassen, zumal sie kränklich und leidend waren. Nach langem Widerstreben ließen sich auch ein paar beherzte, dem Missionar wohlgesinnte Tannesen willig finden Paton zu begleiten. Die Fahrt glückte; wenn auch mit großer Anstrengung und nicht ohne ernste Gefahr brachten die rudergewandten Eingeborenen das kleine Fahrzeug glücklich und unversehrt durch Sturm und Wogengebraus ans Ziel. Paton, als Retter in der Not, konnte den sehnsüchtig wartenden Freunden die gewünschten Lebensmittel überreichen. Lange aufhalten durfte er sich aber nicht; denn er hatte seine eigene Station schutzlos verlassen und mußte befürchten, daß die Feinde seine Abwesenheit bemerken und benutzend, sie plündern und zerstören möchten. Die Ruderer aber weigerten sich entschieden, die Seereise bei solchem Wogengang noch einmal zu machen. Sie wollten ruhigeres Wetter abwarten und erst dann die Rückreise abwarten.

So blieb Paton nichts übrig, als auf dem Landwege zu seiner Station zurückzukehren. Niemand getraute sich, ihn auf so gefahrvoller Wanderung zu begleiten. Man warnte ihn, er würde unzweifelhaft in die Hände der Feinde fallen und getötet werden. Er ließ sich nicht aufhalten. Er wartete den Abend ab und im Schutz der Dunkelheit machte er sich dann auf den einsamen und gefährlichen Weg. Er wußte, im Finstern sind die Heiden sehr furchtsam und verlassen bei Nacht ihre Dörfer nicht, außer in größeren Gesellschaften zum Fischfang und dergleichen. Er hielt sich nahe am Seeufer; abwechselnd lief er und dann ging er wieder langsamer. Wenn er Stimmen hörte, kroch er in das Gebüsch zur Seite und wartete, bis die Stimmen vorüber waren. Dann kam er wieder hervor und suchte den Seepfad wieder zu gewinnen. Die Nähe des Meeres war der einzige Führer, daß er den Weg nicht verfehlte.

Die Hälfte des Weges mochte er so ohne Unfall zurückgelegt haben, da stellte sich seinem weiteren Vordringen ein Hindernis entgegen. Eine steil aus dem Meere aufsteigende Felswand versperrte den Weg. Mit großer Mühe an Grasbüscheln und Gestrüpp sich festhaltend, mußte er hier emporklimmen. Dann, nachdem er glücklich die Höhe erreicht hatte, mußte er sich auf der Felskante halten, immer das Meer auf der einen Seite. Oft kroch er auf allen Vieren vorwärts. Jetzt unterbrach ein tiefer Einschnitt das Felsenufer. Ein Gießbach, der sich hier ins Meer stürzte, hatte eine breite Schlucht gerissen. Paton umging ihn. Dabei kam er von dem Ufer ab, tiefer ins Land hinein. Durch das Gehölz sah er Feuer schimmern und er hörte Leute sprechen: Er befand sich ganz nah einem Dorfe, dessen Bewohner zu den ärgsten Feinden der ihm befreundeten Tannesen gehörten. Leise kroch er zurück. Er wußte aber nun, wo er sich befand. Er fand sich jetzt auch zur Küste zurück. Er entsann sich, es mußte hier irgendwo eine etwas weniger abschüssige Stelle sein, wo es möglich war, von dem Felsen wieder hinab zum Meeresufer zu gelangen. Konnte er das, so konnte er den letzten Teil des Weges auf dem Ufersande zurücklegen. Das wäre ein verhältnismäßig bequemer und sicherer Weg gewesen. Aber wie in der dichten Finsternis diesen Weg ausfindig machen? Den Anbruch der Dämmerung durfte er nicht abwarten, dann wäre er ein Opfer der unbarmherzigen Feinde geworden. So kroch er behutsam hin und her, bis er endlich glaubte, die richtige Stelle gefunden zu haben. Zur Probe warf er dann erst einige Steine den Abhang hinunter, um an ihrem Aufspringen zu hören, ob er es wagen dürfte, da hinab zu gleiten. Angestrengt horchte er, aber es war nichts zu vernehmen. Die Brandung der Wogen übertönte jedes Geräusch. Und war am Ende gar Flutzeit? Dann war das Wasser unmittelbar unter dem Felsen sehr tief, während es bei Ebbezeit so seicht war, daß er ohne Gefahr hindurchwaten konnte. Die Dunkelheit verhinderte ihn aber, dies zu unterscheiden. Jetzt schickte er seinen Regenschirm mit einem kräftigen Stoß hinab. Jedoch auch dieser sandte ihm keine Antwort hinauf. Indessen durfte er nicht länger zögern. In Gottes Namen beschloß er, an das Wagnis zu gehen. Er knüpfte seinen Rock fest zu, um nicht beim Hinabgleiten durch seine Kleidung aufgehalten zu werden. Dann legte er sich auf den Rücken, den Kopf legte er vornüber auf die Brust, um ihn nicht etwa an einem Stein zu verletzen. Noch ein letzter Stoßseufzer zu Gott, und hinab ging die Fahrt ins Dunkle hinein. Mit

rasender Schnelligkeit sauste er hinab, so daß ihm schier Hören und Sehen verging. Es war ihm, als flöge er durch die Luft. Und ehe er nur recht zur Besinnung kam, berührten seine Füße schon den Boden. Ein glücklicher Umstand war, daß Ebbezeit war, und das Wasser, in dem er landete, hatte außerdem noch die günstige Wirkung, daß es die Wucht des Herabsausens abschwächte und er sich so die Beine nicht verstauchte. Dicht neben dem Fleck, wo er angelangt war, fand er auch seinen Schirm vor. Nachdem er dem Herrn inbrünstig für die gnädige Bewahrung gedankt hatte, setzte er mit neuem Mute seinen Marsch fort. Die Dunkelheit bildete noch immer seinen Schutz und verhinderte, daß er von Eingeborenen gesehen wurde.

Abermals nach einer Weile kam er in die Nähe eines Dorfes, dessen Bewohner, wie er wußte, ihm freundlich gesinnt waren. Er verließ darum den Küstenpfad und wandte sich dem Dorfe zu. Als er es erreicht hatte, versprach er einigen Jünglingen einige Angelhacken, wenn sie ihn auf dem nächsten Wege zur Missionsstation brächten. Das taten diese gern. Schon sah er sein Haus vor sich liegen, da wäre ihm um ein Haar aber noch ein unglücklicher Zufall verderblich geworden. Die Leute in seinem Dorfe hielten ihn, wie er mit seinen Begleitern so in der Dämmerung herankam, für heranschleichende Feinde und schlugen schon ihre Gewehre gegen ihn an. Er rief ihnen mit lauter Stimme zu: „Ich bin Missi (der Missionar). Schießt nicht. Seid gegrüßt, meine Freunde!" Da erkannten sie ihn und hießen ihn willkommen. An andern Tage erzählte Paton, nachdem er sich durch einen erquickenden Schlaf gestärkt hatte, den Eingeborenen seine Erlebnisse. Staunend hörten sie zu. Als er geendet, bekannten sie: „Missi, jeder von uns würde bei diesem Wege umgekommen sein. Es ist allein Jehova, der dich beschirmt und wohlbehalten zurückgebracht hat." Das konnte Paton nur aus vollem Herzen bestätigen, und er knüpfte daran die Mahnung: „Nun, wenn denn Jehova ein so mächtiger Helfer und Beschützer ist, was säumt ihr da, ihn auch als euren Helfer anzunehmen, ihm zu gehorchen und ihm zu vertrauen!"

„Du hast deine Bibel nicht geöffnet."

Doktor Verderau, der vor einiger Zeit zur Ruhe des Volkes Gottes einging, erzählte gern jungen Leute eine Geschichte aus seiner eigenen Jugend.

Er stammte aus einer wohlbekannten Doktorsfamilie. Nach dem Willen seines Vaters sollte er auch Arzt werden. Da er nun sein Elternhaus verlassen und nach der Hochschule ziehen mußte, sprach sein Vater zu ihm: „Mein Sohn, du hast deine liebe Mutter nie gekannt; aber ich habe an dir treulich Mutterpflicht miterfüllt. Vergiß nicht, daß es mir nicht leicht wurde, dich groß zu ziehen und das Nötige für deine Studienjahre zu erübrigen. Gehe sparsam mit deinem Gelde um, das ich dir mit unserer alten Familienbibel in die Hände lege; aber vergiß nicht, täglich in Gottes Wort zu lesen. Es ist auch deines Fußes Leuchte und ein Licht auf deinem Wege. So oft die Versuchung an dich herantritt, so laß dich vom Worte leiten!"

Der junge, unerfahrene Mensch wurde bald von seinen vergnügungssüchtigen Kameraden zu allerlei Lust und Spiel mitgenommen, und so war er schnell mit dem Taschengeld, das ihm der Vater beim Abschied dargereicht hatte, am Ende.

Von allen Mitteln entblößt, schrieb er nun seinem Vater einen rührenden Brief, worin er ihn um Hilfe anflehte. Allein der Vater antwortete auf seine Bitte nur mit dem kurzen Sätzchen: „Du hast deine Bibel nicht geöffnet."

Von der Not gedrungen verkaufte nun der arme Student seine wertvolle goldene Uhr, die ein teures Familienandenken war. Und bald darnach verpfändete er auch einen Teil seiner Kleider. Doch unversehens klopfte die Not wieder an seine Türe. Zum andernmal ging nun ein Jammerbrief nach dem Vaterhaus. Abermals kam der kurze Bescheid: „Du hast deine Bibel nicht geöffnet."

Wie ward der Bedrängte weiter Rats? Er brachte noch alles Entbehrliche ins Pfandhaus, um nicht hungern zu müssen. Doch auch die kleine Barschaft war schnell aufgezehrt, und so mußte denn eine noch viel kläglichere Bitte ans Vaterherz gerichtet werden. Und wie antwortete der Vater unverändert? „Du hast deine Bibel nicht geöffnet!"

Das war für den jungen Mann zum Verzweifeln. Vor Kälte und Hunger zitternd, öffnete er auf's neue seinen Koffer, und jetzt stieß seine Hand auch auf die alte Bibel. „Ei," sprach er bei sich traurig lächelnd, „ich kann ja endlich meines Vaters Willen erfüllen und ein Kapitel lesen." Er schlug das alte Buch auf's Geratewohl auf und seine Augen fielen auf das größer gedruckte Wort: „Des Menschen Sohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist." Matth. 18, 11.

In diesem Augenblick fiel es dem Bekümmerten wie Schuppen von den Augen. War er doch inmitten seiner leichtfertigen Freunde selber der Verlorenste. Nun zog es ihn auf seine Kniee, und er bekannte seinem Heiland mit heißen Tränen alle seine Schuld und Untreue. Und da er sich vom Gebete erhob, entfiel seinen Händen die bisher vernachlässigte Bibel.

Aber was sahen seine Augen, als er sie wieder aufheben wollte? Es war ein Briefumschlag, der seinen Namen trug. Verwundert öffnete er ihn und stieß bald darnach einen Ruf freudigster Ueberraschung aus. Lagen doch im Briefkouvert sechs Banknoten von je tausend Franken. Damit war nun aller Not reichlich abgeholfen. Hatte der treue Heiland zuvor seine große Schuld vom Herzen genommen, so ward ihm auch des äußeren Lebens Bedürfnis völlig gestillt. Indem er von dieser Stunde an nach dem Reiche Gottes trachtete, fiel ihm das nötige irdische Brot zur Genüge zu. Und weil er in der alten Bibel „den besten Freund" gefunden hatte, so konnte er leicht den alten, leichtsinnigen Kameraden den Abschied geben. Mit um so größerer Treue nahm er nun auch die vernachlässigten Studien wieder auf.

Von jetzt an war Gottes Wort seiner Seele Licht und Trost. Es nahm in seiner Bücherei die erste Stelle ein. Er begann und schloß jeglichen Tageslauf mit der Schrift. So gelang es ihm, nach angestrengten, vierjährigen Studien die Doktorwürde zu erlangen. Voll Dank und Freude konnte er bei seiner Heimreise dem treubesorgten Vater das erlangte Doktordiplom überreichen. Und zehn Jahre später konnte der glückliche Vater den strebsamen Sohn zu seinem Nachfolger im schweren und verantwortungsvollen Berufe als Arzt einsetzen.

O, möchten die jungen Freunde in keinerlei Wegen des Wissens und der Kunst die Quelle der göttlichen Weisheit vergessen, nach dem Christus selber ganz im Worte lebte, und „es seine Speise war, des Vaters Willen zu tun." Das teure Gotteswort birgt noch viel köstlichere Schätze als Gold und Silber; es ist der unvergängliche Schatz für Zeit und Ewigkeit.

Westliche Distrikts - Konferenz.

Bericht über die A.-M. Konferenz, gehalten im West Union Versammlungshause, nahe Wellman, Iowa, am 22. und 23. September 1915.

Die Konferenz wurde von dem Vorsitzenden der letztjährigen Zusammenkunft zur Ordnung gerufen. Br. J. K. Yoder verlas den 100. Psalm und leitete das Gebet.

Darauf folgte die Organisation mit folgendem Resultat: Samuel Gerber, Vorsitzer; Sanford C. Yoder, Gehilfe; C. A. Hartzler und Simon Gingerich, Schriftführer und die Brüder C. Z. Yoder, Daniel Graber und L. J. Miller, Beschlußkomitee.

Die Brüder J. C. Birky und C. A. Hartzler wurden beauftragt, die Konferenzpredigten zu halten.

Br. Birky redete zuerst in der deutschen Sprache auf Grund des Textes, Phil. 3, 15. 16.

Br. Hartzler folgte in der englischen Sprache über Eph. 2, 19. 20.

Folgende Wahrheiten wurden hervorgehoben: In Rücksicht auf die Vergangenheit dürfen wir sagen: Bis hierher hat uns der Herr geholfen; und im Vertrauen auf Ihn und Seine Treue blicken wir getrost in die Zukunft. Der große Zweck der Gemeinde ist, auszureichen nach dem, das vorne ist und dem vorgesteckten Ziel, dem Kleinod der hohen Berufung Gottes in Christo Jesu nachzujagen. In diesem Vorwärtsschreiten ist christliche Einigkeit sehr notwendig.

Der Segen der Erlangung dessen, was Gott uns geben will wurde hervorgehoben. Die Dauer unserer Organisation hängt davon ab, auf welchem Grunde wir bauen. Gott, der große Baumeister, hat den einigen Grund gelegt. Soll der Bau richtiger Art sein, so müssen wir selbst in dem richtigen Verhältnis zu Gott stehen. Es ist erforderlich, daß die einzelnen Glieder in diesem Tempel sich in völliger Harmonie und Uebereinstimmung mit Gott und unter einander befinden. Gottes Haus soll ein Haus des Gebets sein, ein Haus wo von Gottes Herrlichkeit geredet wird und wo Götzen nicht gefunden werden. Wenn der Tempel verunreinigt wird, kann Gottes Segen nicht darauf ruhen.

Auf die Predigten folgten Zeugnisse von mehreren Brüdern, die von dem Vorsitzenden aufgerufen wurden als Repräsentanten der verschiedenen Distrikte, worauf die anwesenden Diener durch Aufstehen ihre Beistimmung bezeugten.

Die folgenden Fragen wurden besprochen und Beschlüsse angenommen:

Frage 1. Was ist der Endzweck der Gemeinde, und wie mag sie ihrem Beruf nachkommen?

Antw.: Beschlossen, daß nach der Schrift das Ziel der Gemeinde ist, „daß die Heiligen zugerichtet werden zum Werk des Amts" (Eph. 4, 12; 5, 26. 27) und der Endzweck der Gemeinde ist: 1. für Christum zu zeugen (Apg. 1, 8); 2. das Evangelium der ganzen Welt zu bringen (Matth. 19, 20); 3. das Kommen des Herrn und die Aufrichtung seines Reiches zu beschleunigen (Matth. 24, 14.; 6, 10); 4. Christum auf Erden zu repräsentieren (2. Kor. 5, 20); 5. und das Licht der Welt und das Salz der Erde zu sein (Matth. 5, 13. 14).

Beschlossen, daß die Gemeinde ihren Beruf am besten erfüllen mag; 1. indem jedes Glied ein wirklicher Zeuge (Apg. 1, 8) und ein wahrer Repräsentant Christi ist (1. Kor. 6, 20); 2. durch einen reinen, geweihten christlichen Wandel (Röm. 12, 1. 2; 2. Kor. 7, 1); 3. indem wir dem Werk der Gemeinde die erste Stelle geben in unserem Leben und dessen Einfluß auf Andere (1. Tim. 4, 12—16); 4. durch Erwählung und Sendung von Männern, die mit dem Geiste Christi erfüllt sind, und die die nötigen biblischen Eigenschaften haben (Apg. 6, 3; 13, 2. 3; 1. Tim. 3, 1—13).

Frage 2. Welches sind einige von den Erfordernissen und Betätigungen des christlichen Lebens?

Antw.: 1. Ein gottübergebener Wille und Erkenntnis unserer gänzlichen Abhängigkeit von ihm (Röm. 12, 1. 2); 2. Suchen nach göttlichem Licht aus Gottes offenbartem Willen, Seinem geschriebenen Wort (2. Tim. 2, 15); 3. Benutzung jeder Gelegenheit, der gefallenen Menschheit zu helfen:

a) Indem treue, fromme Väter und Mütter ihre Kinder in der frühen Jugend zum Dienste Gottes anleiten.

b) Gebet, daß der Herr der Ernte mehr Arbeiter senden und daß dem großen Mangel an Dienern und Arbeitern abgeholfen werden möge.

c) Durch persönliche Arbeit in der Gemeinde, Krankenbesuche, den Armen und Dürftigen helfen (Apg. 20, 20).

d) Durch Predigt des Worts und Ausbreitung des Evangeliums unter den Verlorenen in allen Teilen der Erde.

Frage 3. Ist es nach der evangelischen Lehre eine Christenpflicht einem ärgernisgebenden Bruder zu vergeben, es sei denn daß er darum bittet?

Antw.: Nach den Lehren Christi und seiner Apostel, sowohl durch Wort und Beispiel, sei

Beschlossen, daß wir dem ärgernisgebenden Bruder vergeben sollten, ob er uns schon nicht darum bittet, damit wir uns in der richtigen Stellung befinden mögen, seine Seele zu gewinnen, und ihn zu bewegen, daß er mit Gott und seinen Brüdern seine Sache ins Reine bringt, Matth. 6, 15; Kol. 3, 13.

Frage 4. Was ist der Rat dieser Konferenz in Bezug auf den Konferenzanschluß der Kansas City Missions-Gemeinde?

Antw.: Es ist die Ansicht, dieser Konferenz, daß die Kansas City - Mission Gemeinde mit den Gliedern der Lokalbehörde über die Frage des Konferenzanschlusses entscheiden soll.

Frage 5. Kann ein Bruder (oder Schwester), welcher gerichtliche Schritte nimmt, zur Scheidung der Ehe wieder das Mitgliedrecht erlangen und auf welche Bedingungen?

Antw: Um der Heiligkeit des Ehestandes und der schlimmen Resultate unschriftmäßiger Ehe willen sei

Beschlossen:

1. Daß die Aeltesten und Prediger mehr Belehrung geben über den christlichen Ehestand.

2. Daß von dem schuldigen Glied gefordert wird, soweit als möglich, das Unrecht gut zu machen, und zu suchen, sich mit seinem oder ihrem Ehegenossen auszusöhnen.

3. Daß das besagte Glied aufgenommen werden mag nach Bekenntnis seines oder ihres Unrechts und wenn Früchte der Buße wahrzunehmen sind, nach einem früheren Konferenzbeschluße (Beschluß 4 im Konferenzbericht von 1913) unter der Bedingung, daß das besagte Glied unverheiratet bleibt, so lange sein oder ihr Ehegenosse lebt.

Frage 6. Was für Schritte sind zu nehmen mit Gliedern, die Gold oder Juwelen tragen und damit fortfahren, nachdem sie ermahnt worden sind?

Antw.: Nach kurzer Beratung wurde diese Frage auf Beschluß 6 der Konferenz von 1913 verwiesen.

Die vorliegenden Konferenzgeschäfte wurden wie folgt erledigt:

Bericht des Missionskomitees.

Simon Gingerich berichtete über seinen Besuch des Illinois-Feldes.

L. J. Miller berichtete, daß er das Missouri-Arkansas Feld besucht hat.

Fred Gingerich berichtete über seinen Besuch des Nebraska-Colorado Feldes.

C. A. Hartzler berichtete über seinen Besuch des Iowa Feldes.

Abner G. Yoder berichtete über seinen Besuch des Kansas-Oklahoma Feldes.

Ermutigende Berichte wurden über die meisten der Distrikte gegeben, doch in einigen macht sich großer Mangel an Arbeitern und Predigern fühlbar.

Auf Vorschlag wurden die Berichte angenommen.

Ein Vorschlag wurde gemacht und angenommen, wie bisher einen Prediger zu den Gemeinden im Duell County, Nebraska und in Thurman, Colo., zu senden, nämlich alle zwei Monate, oder so viel öfter als der Aelteste, der die Aufsicht hat, einen Diener senden kann.

Ein Vorschlag wurde gemacht und angenommen, daß der Aelteste, der die Aufsicht über die Chappell Gemeinde in Nebraska hat, dafür sorgen soll, das evangelistische Versammlungen daselbst gehalten werden während des Jahres, und womöglich in Beisein und mit Unterstützung des Aeltesten.

Das folgende Missionskomitee wurde für das künftige Jahr erwählt:

Br. J. B. Herschberger für das Illinois Feld, Br. J. J. Johns für das Missouri-Arkansas Feld, Br. S. S. Herschberger für das Kansas-Oklahoma Feld, Br. Joseph E. Zimmermann für das Nebraska-Colorado Feld und Br. D. W. Slagel für das Iowa Feld.

Auf Antrag wurde Br. Asa Rupp wieder ernannt in die Lokalbehörde der Chicago Home-Mission.

Auf Antrag wurde Br. C. S. Schertz wieder ernannt in die Lokalbehörde der Gospel-Mission in Chicago.

Auf Antrag wurden die Brüder L. J. Miller und Graber wieder ernannt in die Lokalbehörde der Kansas City-Mission.

Auf Antrag wurde Br. William Güngerich erwählt als Mitglied der Mennonite Board of Missions and Charities.

Br. Joseph Springer wurde wieder erwählt als Glied des Sonntagschul-Programm Komitees.

Ein kurzer Bericht wurde von Abner G. Yoder von der Childrens Wellfare Board gegeben und auf Antrag angenommen.

Die Brüder F. P. Kaufman und A. G. Yoder wurden wieder in diese Behörde gewählt.

Ein Antrag wurde gemacht und angenommen, einen Sonntagschul-Sekretär zu erwählen, der ein Jahr dienen und daß die Wahl durch Stimmzettel erfolgen soll.

Die Wahl traf Br. Abner G. Yoder, als Sekretär.

Der Bericht des Kassenführers wurde verlesen, woraus folgendes die Hauptzahlen sind.

An Hand Sept. 1914	$177.95
Erhalten während des Jahren	195.28
Ausgezahlt	101.88
Rest in Kasse	271.35

Auf Antrag wurde der Bericht angenommen wie verlesen, und Br. Andrew Nafziger wurde wieder erwählt als Schatzmeister.

Ein Antrag wurde gestellt und angenommen, ein Drittel von den notwendigen Verbesserungen an dem Eigentum der Kansas City-Mission zu bezahlen.

Ein Vorschlag wurde angenommen, daß in künftigen Sitzungen dieser Konferenz der erste Tag auf eine Dienerversammlung, für Organisation, Anordnungen und die Erledigung der verschiedenen Geschäfte beschränkt werden soll. Die Konferenzpredigt nebst Zeugnissen soll in der Abendsitzung erfolgen und der zweite Tag soll zur Beratung über Fragen in offener Konferenz bestimmt sein.

Ein Antrag wurde gestellt und angenommen, den Bericht über diese Konferenz in Pamphletform drucken zu lassen.

Eine Einladung der East Fairview Gemeinde in Seward County, Nebr., die nächste Konferenz daselbst abzuhalten, wurde auf Vorschlag angenommen.

Nachdem das eigentliche Konferenzwerk um die Mittagszeit des zweiten Tages vollendet worden war, wurde die Nachmittagssitzung der Besprechung einiger Fragen von allgemeinem Interesse gewidmet. Mehrere gediegene sehr lehrreiche und erbauliche Ansprachen wurden von anwesenden Brüdern gegeben.

Die folgenden Aeltesten, Diener und Diakonen waren anwesend.

Aeltesten:

Samuel Garber, Tremont, Ill.
Isaak G. Hartzler, East Lynne, Mo.
Peter Zehr, Foosland, Ill.
Andrew A. Schrock, Metamora, Ill.
S. E. Allgyer, West Liberty, O.
Sanford C. Yoder, Kalona, Ia.
Chancey A. Hartzler, Tiskilwa, Ill.
Peter Kennel, Strong, Neb.
Seb. Gerig, Wayland, Iowa.
John C. Birky, Delavan, Ill.
Joseph Burky, Tiskilwa, Ill.
J. K. Yoder, Wellman, Iowa.
S. G. Lapp, South English, Iowa.

Diener:

W. S. Güngerich, Wellman, Iowa.
David Reber, Kalona, Iowa.
Joseph L. Harshberger, Wellman, Ia.
J. S. Yoder, Kalona, Iowa.
D. J. Fisher, Kalona, Iowa.
Daniel Graber, Noble, Iowa.
P. P. Schwartzendruber, Wellman, Iowa.
Simon Gingerich, Wayland, Iowa.
D. W. Slagel, Flannagan, Ill.
Jakob Zehr, Deer Creek, Ill.
Daniel Zehr, Danvers, Ill.
C. B. Reeser, Eureka, Ill.
Daniel Nafziger, Hopedale, Ill.
Jonas Litwiller, Morton, Ill.
Levi J. Miller, Garden City, Mo.
Amos Gingerich, Versailles, Mo.
Jakob J. Schwartzendruber, Shickley, Neb.
Fred Gingerich, Beaver Crossing, Neb.
Jakob Stauffer, Milford, Neb.
J. J. John, Hydro, Okla.
C. Z. Yoder, Wooster, O.
J. D. Mininger, Kansas City, Kan.
A. S. Miller, Spencerville, Ind.
J. E. Hartzler, Goshen, Ind.
E. J. Birkey, Waynesboro, Va.
E. J. Garber, Alpha, Minn.

Diakonen:

H. B. Albrecht, Tiskilwa, Ill.
D. Sck Geil, South English, Ia.
H. J. Powell, Concord, Tenn.
S. W. Lapp, South English, Ia.
J. B. Yoder, Kalona, Ia.
A. D. Stutzman, Milford, Neb.

Vereinigte Staaten

California.

San Diego, California, den 10. Oktober 1915. L. Br. Wiens! Da ich vor einigen Monaten in einem Brief an Euch, den ich eigentlich nicht für die Rundschau bestimmt hatte, von den Russen in Mexiko erwähnte, so will ich noch wieder etwas davon schreiben.

Die Sache steht zur Zeit so. Nachdem sie ihren Weizen gedroschen, aber immerfort keine Erlaubnis erhalten, denselben zu verkaufen, so treibt die Not sie, dort wegzugehen. Nachdem sie viel hin und her gesucht haben, sind sie sich einig geworden, wenn möglich sich hier in San Diego Co. niederzulassen. Sie besitzen etwa 80 Meilen südlich von hier 8,000 Acres Land, welches sie zum größten Teil bezahlt haben, und das sie nicht so ohne weiteres gehen lassen können. Um abzuwarten, wie sich die Sachen in Mexiko gestalten werden, wollen sie eben so nahe an der Grenze bleiben als nur möglich.

Nachdem diese Woche vierzehn Mann hier sind, haben wir endlich ein Stück Land gefunden, das P. Morgan in New York gehört. Ob er aber annehmen wird, was die Russen geboten haben, bleibt abzuwarten. Seine Agenten hierselbst glauben so und folgedessen wurde gestern der Kontrakt abgeschickt, nachdem er von den Russen unterschrieben war. Es handelt sich darum, ob er es ihnen auf etliche Jahre verrenten würde und nach Ablauf dieser Zeit es ihnen zu 40 Dollars per Acre verkaufen. Es sind 7,000 Acres und nur ungefähr 15 Meilen südöstlich von der Stadt.

Die Leute tun einem doch leid, wenn man sie so längere Zeit beobachtet, wie einfach sie leben, und doch sind sie vielleicht in ihrer Zufriedenheit besser daran als viele andere. Zu bedauern ist, daß sie in ihrem Christentum doch etwas nachlassen. Aber das ist übrigens kein Wunder; es ist eben nur Formwesen, wobei sie aber sehr ehrbare Mienen zur Schau tragen. Wenn jemand, der ihrer Sprache gründlich mächtig ist, bereit wäre, unter ihnen zu arbeiten, es könnte vielleicht vieles gewonnen werden.

P. W. Tießen.

Illinois.

Tremont, Illinois. **Predigerbesuche** in unserer kleinen Gemeinde, sogenannte Pleasent Grove, nahe bei Tremont, Ill.

Prediger, Bruder Yoder von Kalona, Iowa, machte hier einen segensreichen Besuch und hielt unserer Gemeinde eine erbauliche und nahrhafte Predigt, eine geistliche Speise, die dieselbe gestärkt hat. Er diente uns beinahe eine Woche lang mit dem wahren Wort Gottes. Nur schade, daß ich nicht immer konnte den Versammlungen beiwohnen. Unser Wunsch ist nun, daß der Herr möchte seinen Segen dazu geben, und er wird es auch tun, wenn nur wir ihm ganz ergeben sind; denn der liebe Bruder hat das Seine getan. Er hat uns die Lehren des Wortes Gottes tief zu Herzen geführt und ermahnt, unsere Pflichten zu tun. Nun ist es aber auch unsere Pfliche, zu folgen, do chnicht allein um ihm zu gefallen, sondern dem, dem wir sollen gehorsam sein, nämlich unserm Gott und himmlischen Vater. Ja diesem gebühret alle Ehre, nicht uns armen Menschen, oder denjenigen, die uns zum Guten ermahnen. Ihm sei Lob und Dank für alles, was er an uns getan hat.

Joseph Reinhardt.

Kansas

Buhler, Kansas, den 12. Oktober 1915. Werter Br. Wiens! Ueber eine Woche lang konnten wir ohne Unterbrechung auf dem Lande arbeiten. Das haben wir den Sommer über nicht tun können, der vielen Regen halber. Jeder Farmer ist jetzt eifrig beschäftigt in der Zubereitung des Bodens für die Wintersaat, und manche haben diese bereits in Angriff genommen. Vorige Woche hatten wir die ersten leichten Nachtfröste und heute den Tag über Sprühregen.

A. M. Dicken starb vor ein paar Wochen ihr Söhnlein Jakob im Alter von beinahe drei Jahren nach wenigen Stunden harter Krankheit. Die Beerdigung fand von der Hoffnungsau Kirche statt.

Aeltester A. M. Martens wurde an das Krankenbett seines Bruders Franz gerufen, der seit etwa einem halben Jahre in Arizona weilt, wohin er auf den Rat der Aerzte eilte, um Heilung, wenn möglich, von der Schwindheit zu erlangen. Die letzten Nachrichten von dort lauteten leider sehr ungünstig.

P. J. Nachtigals Tochter Martha konsultierte den Arzt ihrer Krankheit halber. Die Diagnose ergab ebenfalls Schwindsucht. Klimawechsel wurde als einzige mögliche Rettung angeraten. Und so fuhr der Vater mit seiner kranken Tochter noch dem menn. Sanitarium bei Upland, California. Auch in diesem Falle, scheint's, hatte die Krankheit bereits zu große Fortschritte gemacht. Die Aussichten für eine Heilung sollen sehr gering sein. Solange man lebt, darf die Hoffnung ja nicht aufgegeben werden; denn bei Gott ist ja kein Ding unmöglich. Der liebe Heiland wolle diesen beiden jungen Menschenkindern, die beide so plötzlich aus ihrer Werde- und Lebenslust herausgerissen und an den Rand des Grabes geführt worden, mit seiner Gnadennähe beistehen und sie führen, wenn's doch durch's dunkle Todestal gehen sollte. Sie sind beide Kinder frommer Eltern, und ich nehme an — habe auch Grund dazu —, daß sie beide den Heiland lieben und sich ihm ergeben haben. Dann wird alles wohl, so oder so.

In seinen Gemeinden hatte der Apostel Paulus mit allerlei Mißständen und Irrlehren zu kämpfen. Aber wohl kaum etwas brachte mehr Schwierigkeiten, Verdruß und Kummer, als der Judaismus, die Richtung, welche das mosaische Gesetz unter den Heidenchristen zur Geltung bringen wollte. Trotzdem die Angelegenheit auf dem Apostelkonzilium erledigt wurde und durch einstimmigen Beschluß der Apostel und Aeltesten die Heidenchristen von den mancherlei Vorschriften des Gesetzes freigesprochen wurden, Ap. 15, 28, so erhob der Judaismus immer wieder sein Haupt und richtete in den Gemeinden immer wieder (mitunter) eine heillose Verwirrung an. Bald war es der Sabbat, bald dieBeschneidung bald sonst eine Gesetzesfrage mit der die Gewissen mancher beschwert und verwirrt wurden. Immer wieder mußte der Apostel Paulus dagegen kämpfen, und hatte mitunter einen recht schweren Stand; zumal auch einmal sogar ein Apostel Petrus sich mit fortreißen ließ, Gal. 2, 11. Pauli Motto war: **„Ganz aus Gnaden, ohne Zutun des Gesetzes werden wir selig, gerettet."**

Das ist aber gerade, was die Menschen so sehr schwer begreifen konnten zu allen Zeiten, sowohl Juden als Christen. Abel sagte mit seinem Opfer: **Nichts** in meiner Hand ich bring. Das ist die richtige Stellung: Sich ganz dem Herrn übergeben, ohne jeglichen Rückhalt und das Heil annehmen **ganz aus Gnaden, ohne Verdienst.** Darum fand sein Opfer Gnade. — Kain sagte mit seinem Opfer: **Etwas** in meiner Hand ich bring. — Das ist die Richtung aller falschen Religion; aber darin sind auch vielfach wahrhaft gläubige Kinder Gottes befangen. Darum, weil Kain sich das Heil erkaufen wollte, verwarf der Herr sein Opfer. Darum kann der Herr auch nicht Wohlgefallen haben, wenn wir irgend etwas hinzutun wollen zu dem freien Gnadengeschenk, das uns durch Jesum dargeboten wird.

Schmälern wir nicht das Verdienst Jesu Christi, wenn wir ungebührliches Gewicht

auf die Taufform legen, oder wenn wir der Fußwaschung eine zu hohe Bedeutung geben, oder wenn wir meinen, wir besuchen regelmäßig die Gottesdienste, sind recht liberal in der Unterstützung aller guten Sachen u.s.w., da kann uns die Seligkeit nimmer fehlen? Man kann sich irgend etwas zu seinem Christus machen, Spurgeon sagt, sogar seinen Glauben. Solches ist dem Herrn sehr mißfällig. Weil wir dadurch seinem Verdienst Abbruch tun. Das tun auch alle, die auf den Samtstg als Sabbat so ungebührliches Gewicht legen. Die freie Gnade genügt nicht, man muß in jüdischer Weise streng den Sabbat halten und noch manches dazu. Der Sabbat gehört den Juden; den Christen — der Gemeinde — der Sonntag. Zu diesem hat sich der heilige Geist bekannt zu der Zeit der Apostel und sich bekannt durch all die Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag. Allen, **die auch noch durch Werke wollen selig werden,** ruft der Apostel Paulus zu: „O ihr unverständigen Galater, ... Im Geist habt ihr angefangen, wollt ihr denn nun im Fleisch vollenden?" Gal. 3.

Mit Gruß

C. H. Friesen.

Gössel, Kansas, den 13. Oktober 1915. Werte Leser! Wir trösten uns manchmal mit dem Gedanken, daß die Rundschau ja so reichlich versorgt sei mit Lesestoff, daß es an uns gar nicht fehlt, aber da wir in Idaho, Oklahoma und auf vielen Stellen Bekannte haben, die sich für Gössel und Umgegend interessieren und den Wunsch aussprechen, wir möchten öfter schreiben, dann fühlt man mitunter doch ein Schuldgefühl oder Schuldbewußtsein.

Das erste wäre zu berichten von einem schönen Fest. Gestern, den 12. waren wir auf einer Silberhochzeit bei Johann Schröders (Frau Schröder ist eine Marie, geb. Enns, Tochter von Witwe Jakob Enns). Zum Anfang wurde das Lied No. 275 aus dem Gesangbuch mit Noten gesungen. Aeltester P. H. Unruh machte Einleitung mit Verlesen des 111. Psalms und Gebet. Dann hielt er die Festrede. Zum Text hatte er Ev. Joh. 1, 14. Er betonte besonders die Worte: Und wir sahen seine Herrlichkeit u. s. w. Dann wurde ein Lied gesungen, geleitet von Lehrerin Augusta Rempel und ihren größten Schülern. Es handelte von Gottes Führung in dem fünfundzwanzigjährigen Eheleben der Geschwister. Es wurde schön gesungen. Dann folgte ein schönes Gedicht von ihrem Pflegesohn Arthur Schröder und ein anderes von dem kleinen Pflegesohn Ernst endlich ein Gedicht von Elmer Schmidt. Zum Schluß wurde Lied 283 gesungen und gebetet. Dann wurden alle Gäste mit einem schönen Mahle gespeist, u. und fuhren heim in dem Bewußtsein, daß es schön ist, solche Gedenktage zu feiern.

Der Alte Großvater Peter Pankratz, der kürzlich seine Gattin durch den Tod verlor, muß wie es scheint in seinen alten Tagen viel erfahren. Er ist gegenwärtig in Kansas City beim Krebsdoktor. Er hat den Krebs im Gesicht und muß viel aushalten.

Die Gattin des Peter H. Schröder ist auch wieder in Wichita beim Augenarzt. Den Meisten wird es bekannt sein, daß sie seinerzeit einen Schaden an einem Auge bekam, welcher sich verschlimmerte dadurch, daß sie nicht die rechte Behandlung bekam, und daß sie das Sehen auf einem Auge einbüßte. Wollen uns einmal an ihre Stelle denken, wie würden wir uns dann fühlen? Weit ab von den lieben Kindern und dem Gatten, Lesen darf sie nicht. Sie ist ganz unter fremden Leuten und hat dazu noch Schmerzen zu dulden.

Dann ist noch die Gattin des Abraham Reimer, eine geborne Unruh. Sie ist schon lange leidend. Wer sie früher gekannt hat, würde sie beinahe nicht wieder erkennen. Sie war aber noch mehreremal in der Kirche. Jetzt liegt sie wohl schon immer im Bett.

Die „Gössel-Vorbereitungsschule" fing den 11. Oktober an. Die beiden Lehrer sind Pred. P. P. Buller und Pr. J. J. Banman Die Zahl der Schüler weiß ich nicht genau, ist etwas über fünfzig. Grüßend,

H. C. und M. Franz.

Minnesota.

Mountain Lake, Minnesota, den 12. Oktober 1915. Werter Freund Wiens! Ich bin soeben wieder zurück von Montana, hatte eine Gesellschaft unserer Mennoniten mit mir, die hin fuhren, um Land und Gegend in der neuen Mennoniten-Ansiedlung nördlich von Oswego, Montana, zu besehen. Alle kauften sich auch Land an für $2.50, $3.00, $5.50 und $6.00 den Acre. Wenn man annimmt, daß in der Zeit von 30 Tagen 48 unserer Mennoniten sich in obiger Gegend angekauft haben, so haben wir alle Ursache zu glauben, daß es dort eine große deutsche Mennoniten-Ansiedlung gibt. Weil ich vernahm, daß diese Käufer wohl auch Rundschauleser sind, und vielleicht mancher der Rundschauleser hin und wieder etwas mehr von der neuen Ansiedlung hören möchte, so möchte ich einen Bericht darüber folgen lassen, zuerst aber erwähnen, daß dieses Land auf dem Indianerdeservation Ft. Peck, Montana Regierungsland ist, und man den Handel dafür in der U. S. Landoffice persönlich abzuschließen hat unter den Heimstättengesetz. Dieses Land kostet von $2.50 bis $6.00 den Acre. Dieses Geld bekommen die Indianer von der Regierung für ihr Land ausgezahlt. Wäre nun dieses Land zu kaufen ohne es unter dem Heimstättegesetz zu bekommen, dann wäre schon alles beste Land von den Spekulanten aufgekauft. Um dieses zu vermeiden und den Landbedürftigen diese Gelegenheit zu geben, machte die Regierung dieses Land auf unter dem Heimstättengesetz, 320 Acres jede Heimstätte. Man kann nun 160, oder 200 oder 240,280 oder 320 Acres nehmen.

Nördlich, von Oswego, wo sich die Mennoniten niedergelassen haben, ist eine teilweise große Ebene, tiefen reichen Boden bedeckt dichter Graswuchs, und da ist Raum für mehrere hundert Familien jede zu 320 Acres, zusammen- und aneinanderschließend. Westlich von dieser neuen Mennonitenansiedlung ist eine amerikanische Ansiedlung. Dort haben sie schon Distrikt-Schulhäuser und die Farmen schön eingerichtet. Obzwar noch neu, sieht es doch schon recht heimisch aus, und sie haben große Ernten. Jeder Farmer hat einen Brunnen, welche auf Anhöhen 21 bis 38 Fuß tief sind. Ueberall vom besten Wasser. Dieses Land wurde von den großen Schafzüchtern benutzt, und diese schickten jährlich tausende Schafe hinaus und ebenso Wolle, Fracht für unsere Eisenbahnen. Da nun aber die Regierung dieses Land den Indianern abgekauft und zur Besiedlung aufgemacht hat, müssen die großen Schafzüchter hinaus, und die Farmer kommen jetzt an ihre Stelle. Da dies Land angrenzend an die Great Northern Eisenbahn liegt, so sind wir im Felde, um dieses Land so schnell wie möglich zu besiedeln. Je eher dieses Land von Farmern besiedelt wird, desto eher bekommen sie Getreide zur Ausfuhr. Uebrigens habe weder ich noch die Great Northern Eisenbahn Land zu verkaufen. Wie schon erwähnt, ist dies alles Regierungsland und wir können es auch nicht festsetzen für eine deutsche Ansiedlung. Daher ist Eile notwendig für den, der dort an die deutschen Mennoniten angrenzend Land haben will. Nur schade, daß viele, die in den ältern Staaten nicht eigen Land haben können wegen der hohen Preise, diese Gelegenheit unbenutzt vorübergehen lassen. Dies Land ist untersucht worden von alten, wohlhabenden Farmern. Mennoniten von hier und Süddakota fuhren mit ihren Söhnen dorthin. Und diese Söhne nahmen alle Land auf Zuraten ihrer Väter, nachdem sie alles unter-

Fortsetzung auf Seite 12.

Die Mennonitische
Rundschau
Herausgegeben vom
Mennonitischen Verlagshaus
Scottdale, Pennsylvania.

Entered at Scottdale P. O. as second-class matter.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für die Ver. Staaten $1.00; für Deutschland 6 Mark; für Rußland 3 Rbl.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe adressiere man an:

C. B. Wiens, Editor.
SCOTTDALE, PA.
U. S. A.

27. Oktober 1915.

Editorielles.

— Als es bekannt wurde daß die Mohammeraner in der Türkei für den Sieg und Erfolg der deutschen Waffen beteten, begrüßten die Deutschen und ihre Verbündeten und Freunde dies mit Freuden, während ihre Gegner es unchristlich fanden, sich mit Mohammedanern soweit einzulassen. Heute beten die Heiden zu ihren Götzen zu dem Zweck, dieselben zu bewegen, England Sieg zu geben, und die Engländer haben natürlich diesmal nichts dagegen einzuwenden. Es ist eine wunderbare Welt in der wir leben.

— Auf der einen Seite freuen wir uns, wenn wir hören, daß Deutsche und Briten trotz des Krieges zwischen diesen beiden Ländern in Hinsicht der Verbreitung der Heiligen Schrift einig sind und beide Grüße und Segenswünsche an den Bibelkongreß nach der Weltausstellung in San Francisco sandten. Aber auf der andern müssen wir zu unserm Bedauern wahrnehmen, daß der Same des Worts bei den christlichsten Nationen nur wenig unter die Oberfläche eingedrungen ist und es darum nicht zum Fruchttragen kommen kann, nur ein Teil des Bodens ist fruchtbar und bringt eine Ernte.

— Vor einiger Zeit brachten wir einen Bericht über die Tätigkeit und die Ziele des „Mennonitischen Historischen Vereins von Nord-Amerika" und heute können wir mitteilen, daß die Statuten desselben, in ein Heftchen gefaßt, bereit sind. Der Verein braucht Mitglieder, und solche, die sich für die Geschichte der Mennoniten interessieren, brauchen den Verein. Bedingungen zur Erlangung der Mitgliedschaft sind: „Irgend eine Person, die zur mennonitischen Gemeinschaft gehört, und die sich für Dinge interessiert, die auf Mennoniten Bezug haben, kann nach Einzahlung von einem Dollar Glied auf fünf Jahren werden. Eine einmalige Einzahlung von zehn Dollars berechtigt zur Mitgliedschaft auf Lebenszeit." Man schreibe an den Präsidenten des Vereins, H. R. Voth, Goltry, Okla.

— Diese Woche brachte die Post uns ein kleines Paket, dessen Inhalt sich als ein „Missions-Album" aus der Mission der Mennoniten Brüdergemeinde von Nordamerika herausstellte. Dasselbe ist herausgegeben von N. N. Hiebert, Mountain Lake, Minnesota, und auch bei ihm zu haben für 25. Cents a. Stück. Es enthält einen kurzen Bericht über die Gründung dieser Gemeinde und die Missionsbestrebungen derselben nebst einer reichen Anzahl Abbildungen, die teils die Missionare und Familien samt Mitarbeitern, teils Stationen und Gebäude auf verschiedenen Feldern und einige der Eingebornen darstellen. Wir empfehlen dasselbe bestens den Lesern der Rundschau zur Anschaffung.

— Dem Congreß soll bei seinem Zusammentritt eine Gesetzesvorlage unterbreitet werden, die darauf hinzielt, es ausländischen Regierungen in Zukunft unmöglich zu machen, amerikanische Zeitungen zu pachten oder zu kontrollieren. Der „Landmann" vermutet, daß es damit gerade auf die deutschen Zeitungen abgesehen ist, die seit Ausbruch des Krieges kein Blatt vor den Mund nahmen und die die Neutralität unserer Regierung stark gerügt und als unamerikanisch, ungerecht und probritisch bezeichnet haben. Diese Zeitung bedauert aber, daß die obige Vorlage nicht die Bestimmung enthält, daß die Akte besonders für fremdsprachige Zeitungen und Publikationen gilt, da man dann wüßte, „weß Geistes Kind sie sei", und sagt weiter: „Die deutschen Blätter heißen, zu ihrer Rechtfertigung, die Vorlage willkommen, ob die englischen Zeitungen ohne Ausnahme dies tun können?"

— Dr. Frank B. Gilbrecht, der kürzlich von Deutschland zurückgekehrt ist, schätzt die Zahl der in Europa in diesem Kriege verkrüppelten Männer, die als Folge des Kampfes den Verlust der Arme oder Beine oder beides zu beklagen haben, auf zwei Millionen. In Deutschland werden diese Krüppel nicht sich selbst überlassen, sondern man rüstet sie mit künstlichen Gliedmaßen aus und unterrichtet sie, mit Hilfe derselben die verschiedensten Arbeiten zu verrichten, damit sie sich später nicht als überflüssige Glieder der menschlichen Gesellschaft fühlen. Das ist ein guter Schritt vorwärts in der rechten Richtung, aber wie unvollkommen mögen doch diese künstlichen Glieder im Vergleich zu denen sein, die sie im Kriege verloren haben. Wie mag es dort nach dem Kriege aussehen, wo man sich nicht so eingehend um diese Bedauernswerten zu bekümmern pflegt! Wieviel von diesen zwei Millionen Männern in Rußland zu suchen sind, ist nicht gesagt, doch müssen wir annehmen, daß es eine beträchtliche Anzahl ist. Und diese werden sich nach dem Kriege jenen Krüppeln und Blinden zugesellen, welche bereits in allen Städten die öffentlichen Plätze und alle Straßenecken besetzt halten und sich den Vorübergehenden zur Schau stellen, um durch den traurigen Anblick auf das Mitleid derselben einzuwirken und einige Kopeken zur Fristung ihres elenden Lebens zu erhalten.

— Daß die Pennsylvaniabahn den Verkauf von berauschenden Getränken vollständig aufgegeben hat, halten auch solche Leute für weise, die sonst im Kampf für freien Getränkehandel alle ihre Kräfte einsetzen und in der sogenannten Prohibition eine Behinderung der persönliche nFreiheit sehen. Jedermann fühlt sich sicherer in einem Eisenbahnzuge, der mit großer Geschwindheit auf den Schienen dahinsaust, wenn er weiß, daß das Zugpersonal und die Angestellten der Bahnstrecke auf welcher er fährt, vollständig nüchtern sind, als wenn er Ursache hat zu fürchten, daß der Zugführer oder einer der andern Angestellten oder vielleicht sogar mehrere derselben sich unter dem Einfluß berauschender Getränke befinden. Das ist der Grund, weshalb jedermann, der strenge Mäßigkeitsfreund sowohl als auch der Trunkenbold, einsieht, daß das Gebot der Mäßigkeit, welches sonst eine Beschränkung der persönlichen Freiheit sein soll für die Eisenbahnangestellten angebracht und eine weise Ordnung ist. Wenn wir aber ganz aufrichtig sein wollen, werden wir einsehen müssen, daß Mäßigkeit für uns alle durchaus notwendig ist u. das Gegenteil davon in andern Berufen eben so üble Folgen nach sich ziehen kann, als bei den Angestellten der Eisenbahnen, wenn es auch nicht überall so in die Augen fällt. Aber um nicht gegen sich selbst zu Felde ziehen zu müssen, verschließt man sich

lieber dieser Einsicht gegenüber. Wenn Mäßigkeitsbestrebungen in Fanatismus und Unsinn ausarten, erregen sie nur Widerwillen, aber immerhin sind die Folgen nicht so schlimm wie die bei der Trunkenheit und die Tätigkeit ihrer Förderer.

Aus Mennonitischen Kreisen.

Corn. Dalke schreibt den 12. Oktober: „Ich will hiermit berichten, daß unsere Adresse nicht mehr Lushton ist; wir sind umgezogen, und nun wird sie Henderson, Nebraska, sein. Unsere Freunde möchten sich diesen Adreßwechsel merken."

Von Jansen, Nebr., berichtet J. F. F.: „Das Einheimsen der Ernte ist noch nicht beendigt, und doch wird schon wieder gesät. Der heutige Regen hat dem Dreschen Einhalt geboten. Es lassen sich haarsträubende Geschichten hören von den Dreschern, und das zeugt, daß die Zeit noch nicht gekommen ist, wo der böse Geist soll tausend Jahre gebunden sein. Die aber Christo angehören, kreuzigen ihr Fleisch samt den Lüsten und Begierden. Von denen, die seinerzeit einen Ausflug nach Manitoba machten, kommen schon einige heim. So sind Onkel und Tante H. Ratzlaff mit ihrer Tochter Agatha wieder gesund und wohl daheim angekommen. — Freund Heidebrecht, der seinerzeit eine Operation am Magen wegen Krebs hatte, ist auf dem Wege der Genesung. Der Regen scheint mit etwas Verspätung von Manitoba eingetroffen zu sein. Hoffentlich ist der Schnee deshalb ganz hinten geblieben; denn es sind noch an vielen Bäumen Aepfel, die noch gepflückt werden sollen."

P. P. Kröker berichtet am 4. Oktober von Prince George, Alberta, an J. J. Töws: „Wir waren heute in die Umgegend gegangen, haben 12 Meilen gemacht u. ich bin ungeheuer müde. Hoch, was wir heute unter anderem gesehen haben: Einen Kohlkoph von vier Fuß und vier Zoll, einen Turnip von drei Fuß und fünf Zoll, eine gelbe Rübe 13½ Zoll im Umkreis; Kartoffeln bis 5½ Pfund schwer. Jetzt, da die Brüder John Rempel und J. D. Gerbrandt hier sind und ich sie als Zeugen habe, kann ich frei sprechen und schreiben. Sie sind ganz erstaunt über das Wachstum hier. Ich denke, ich schicke dir morgen eine gelbe Rübe. Die ist freilich nicht ganz so groß wie die oben erwähnte denn die behalte ich für mich. Doch laß deine Frau diese einmal mit ihren Rüben vergleichen (ich weiß, eure sind dieses Jahr auch sehr groß) und dann teile sie von oben nach unten mit Geschwister J. W. Thießen samt einem ungeteilten Gruß von mir. Es hat hier heute fast den ganzen Tag sanft geregnet. Ich hoffe, es regnet dort jetzt nicht, damit ihr eure schöne Ernte einheimsen könnt. — Wir waren heute bei Geschw. Fredrick, und Frau Fredrick sagte uns, sie verkauften die Eier jetzt zu 60 Cents per Dutzend und die Milch für 15 Cents per Quart. Heu ist $22.00 per Tonne."

Tod der Mutter Regehr.

Winton, Cal., den 13. Oktober 1915. Die obengenannte Mutter Regehr starb den 10. Oktober dieses Jahres hier bei ihrer Tochter Sarah. Sie hat drei Männer überlebt und hat folgedessen einen großen Freundschaftskreis. Ihre Kinder befinden sich in Alberta, Manitoba und Kansas. Diese alle von ihrem Sterben zu benachrichtigen, nehme ich meine Zuflucht zur Rundschau, die solches ja gern übernimmt.

Wie die lieben Freunde wohl wissen werden, war die Mutter über zwei Jahre bei uns, ihrer Tochter Sarah, der einzigen noch lebenden Tochter. Sie erfreute sich auch während der ganzen Zeit einer schönen Gesundheit, daß ihr Körpergewicht wohl noch immer zunahm, trotzdem sie 78 Jahre zählte. Aber am 22. August wurde sie plötzlich krank, hatte Beklommenheit am Herzen und große Atemnot. Da ihr Sohn David von Texas gerade hier auf Besuch war, ließ er gleich den Arzt kommen, welcher feststellte, daß es Herzwassersucht und Herzverfettung sei. Da sie nach einigen Tagen besserte, verließ ihr Sohn uns wieder und setzte seine Besuchsreise fort nach Canada. Mit der Mutter wechselte es nun stets, bald war es einige Tage besser, dann war sie wieder kränker. Der Arzt besuchte sie jetzt oft, bis es nach etlichen Wochen doch bedeutend besser wurde und sie die meiste Zeit auf war und mit an den Tisch kam, so daß wir hofften, sie werde wieder gesund werden. Sie schrieb sogar etliche Tage vor ihrem Tode noch selbst Briefe an ihre Kinder. Doch meinte sie immer, sie sei noch lange nicht gesund. So war sie noch am Sonnabend, den 9. Oktober so wie gewöhnlich, bekam aber gegen Abend plötzlich Stiche im Rücken. Doch durch Einreiben mit Liniment gab es bis zum Abend so viel nach, daß wir uns nach 9 Uhr zur Ruhe begaben. Mutter ging wie gewöhnlich in ihr Schlafzimmer. Als wir am andern Morgen um 6 Uhr aufstunden und in ihr Schlafzimmer gingen, fanden wir sie tot im Bett auf der Seite liegen. Der herbeigerufene Arzt stellte fest, daß sie an Herzschlag gestorben sei, welchen Anfall sie schon etliche Jahre zurück gehabt, von dem sie sich aber wieder erholt hatte.

So hat sich an ihr erfüllt, was sie oft sagte: „Ich will hier wartend stehen, Bis mich Dein Mund heißt gehen."

Sieben Wochen war sie kränklich. Drei Kinder sind noch am Leben, welche ihren Tod betrauern, aber wir wissen, daß sie sich auf diese Reise vorbereitet hatte. Meine Zeit ist abgelaufen, sagte sie oft, und sie zog sich oft zurück in ihr Zimmer, wo wir sie lesen und beten hörten. Sie ist eingegangen zu ihrer Ruhe. Der Herr möchte mit uns allen sein.

Einen Gruß an alle lieben Freunde.

Jak. u. Sarah Höppner.

Gaben-Quittung.

Für Missionar Bartel in China von

J. E. Lowe Fadm, Man.	6.85
P. O., Henderson, Nebr.	100.00
J. D. L. Dalmeny, Sask.	10.00
Ungen. Mt. Lake, Minn	20.00
Ungen., Mt. Lake, Minn.	10.00
D. D. G. Marion, S. Dak.	20.00
Summa	166.85

Für Missionar Brown, China von

Ungen., Mt. Lake, Minn.	10.00
F. H. G., Didsbury, Alberta	2.50
Summa	12.50

Für Armenien von

A. M. M. Buhler, Kansas	5.00
Ein Leser, Mt. Lake, Minn.	20.00
Ungen., Lushton, Nebr.	5.00
Ungen., Buhler, Kansas	20.00
P. O. Henderson, Nebr.	50.00
Ungen., Mt. Lake, Minn.,	10.00
Summa	110.00

Für das Rote Kreuz erhalten von

J. H., Freeman, S. Dak.	2.00
H. K. Centralia, Mo.,	2.00
C. S. Lushton, Nebr.	5.00
Summa	9.00

Für Indien erhalten von

Ungen., Mt. Lake, Minn.	10.00

Für die Indianer-Mission in Amerika von

Ungen. Mt. Lake, Minn.	10.00

Für die Jerusalem-Mission von

Ungen. Mt. Lake, Minn.	20.00
S. S. Lehrer, Mt. Lake, Minn.	5.00
Summa	25.00

Fortsetzung auf Seite 9.

sucht hatten.

Nächsten Dienstag, den 19. Oktober, fährt wieder eine große Gesellschaft Mennoniten dorthin na chLand. Es fahren von Oklahoma, Mountain Lake, Minnesota; S. Dakota, N. Dakota und Saskatchewan. Da es schon spät im Jahre wird und man auf unangenehmes Wetter rechnen kann sowohl hier als dort, so raten wir, es nicht weiter aufzuschieben. Wir haben billige Fahrt dorthin.

Folgende Mennoniten haben dort im Lauf eines Monats Land genommen, etliche für $2.50, andere für $3.00 noch andere für $5.50 und wieder andere für $6.00 den Acre. Den 10. September:

Von Mountain Lake, Minn.

H. H. Flaming, Johann Ratzlaff, Heinrich Dürksen, H. R. Quiring, Wilhelm Martens, Peter Wiens.

Von Yale, S. Dakota

Jacob D. Martens, Lacob Töws, Carl Andresen.

Den 21. September:

Von Mountain Lake, Minn.

H. G. Fast, Alex. Pankratz, Jakob P. Klassen, Abr. Dürksen, Jakob P. Thießen, P. Olfert, A. A. Olfert, P. P. Fast, Jr., Abr. E. Ratzlaff, John F. Thießen, Claas Dick, P. Teichrieb, Abr. P. Siemens, Franz Quiring, G. G. Rahn, P. H. Unruh, Peter Gräwe, Abr. P. Fast.

Von Marion, S. Dakota.

Sam Nikodemus; Martin Steltzer; Wm. Wulff; Fried. Steltzer; Wm. Zerbe.

Oktober den 10.

Von Mountain Lake, Minn.

Jakob P. Pankratz; Peter Quiring; Agnes Ratzlaff; David Olfert; Diedrich Olfert.

Von Marion S. Dakota.

Johann D. J. Thießen; John D. Entz; Diedr. D. Entz; Peter Wiens; Abr. Buller; Herman Leder.

Von Yale, S. Dak.

Peter Friesen.

Wie schon erwähnt, habe ich kein Land zu verkaufen, sondern halte eine Anstellung im Immigrations Department mit der Great Northern Eisenbahngesellschaft, St. Paul, Minn. Für weitere Auskunft oder Bücher und Karten schreibt an mich. Grüßend,

J. J. Harms.

Missouri.

Clinton, Missouri, den 14. Oktober 1915. Wie doch die Zeit eilt, schon fast der halbe Oktober zu Ende! Nicht mehr lange, dann ist dieses Jahr auch wieder zu Ende u. so geht es immerfort. Aber es wird sich auch einmal aufhören, daß wir Stunden, Tage, Wochen, Monate und Jahre zählen. Wenn der König aller Könige erscheinen wird, all die Seinen von dieser Erde zu sammeln, u. sie heim nehmen wird in die neue Stadt Jerusalem, daß sie für immer auf der neuen Erde sein werden, dan wird man nicht mehr Zeiten zählen wie hier, um auf etwas Besseres zu hoffen. Das Allerwichtigste in diesem Leben ist, daß man das himmlische Erbgut, welches im Himmel für uns behalten wird, nicht verliert. Wir sollen darnach jagen und darnach ringen: Eile und errette deine Seele!

Geschw Reddigs von Weatherford, Oklohoma sind hier vor einigen Wochen glücklich angekommen und fanden auch gleich ein leeres Haus, um in dasselbe einzuziehen, welches nur drei Block von der Schule entfernt ist. Gestern kauften sie sich eine schöne Jersey-Kuh für $65.00, die vor ein paar Tagen erst frisch geworden war. Schon mehreremal ist er fischen gegangen und jedesmal glückte es ihm, daß er auch etliche bekam.

In der Schule geht es recht fleißig her. Es kamen noch immer neue Studenten und werden noch mehr erwartet. Es müssen schon nahe an 125 Studenten sein. Der Brunnen beim Maschinenhaus wird tiefer gemacht, denn er lieferte bisher nicht genügend Wasser. Die Ecken des Seminardaches werden schön rot angestrichen. Zwei Studenten krabbeln da auf und nieder und tun die Arbeit. Winkel und Ecken sind da eine ganze Anzahl.

Letzte Woche ging's hier in der Stadt hoch her. „Schow" war jedenTag u. auch abends. Samstag kamen die Leute von allen Richtungen auf Buggies, Autos und fünf Extra—Passagierzügen. Es gab ein freies Mittag und hohe Personen waren anwesend, die Reden hielten. Vor Jahren hatte dieses County $600,000.00 wert Railraod Bonds gegeben. Mit Zinsen und sonstigen Kosten war die Summe auf $1,223,319.00 gestiegen, „bis sie nun endlich" waren. Diese Bonds wurden nun vor 10,000 Zeugen öffentlich einer nach dem andern verbrannt. Hochrufe und schmetternde Musik fehlte nicht. 19 große Kessel faßten 690 Gallonen. Die Bestandteile der Suppe waren folgende. 100 Kannen Corn, 100 Kannen Tomaten, 12 Buschel Kartoffeln, 75 (?) weiße Bohnen, 4 Buschel Rüben, drei Buschel Zwiebeln, 400 Pfund Kraut, 3 Buschel Möhren, 5 Dutzend Bündel Sellerie, 25 Pf. Salz, 9 Pfund schwarzer und roter Pfeffer, 375 Pfd. Rindfleisch, 250 Pfund Schaffleisch, 75 Hühner, 100 Truthühner und 25 Pfund Butter. Nebenbei hatten sie noch 10 oder 12 Rinder gesotten und 10 Schafe und mehrere Schweine. Und nur etwa die Hälfte der Leute hatte etwas zu essen bekommen. In dem Gedränge haben die Taschendiebe ihr Werk getan. Einem 91jährigen Mann waren sie so behilflich gewesen, denn er hatte eine Rede gehalten, und nachher fand er nicht seinen Geldbeutel noch seine goldene Uhr. Zwei wohlhabende Farmer waren ihre Dollarscheine auch los geworden.

Letzte Woche hatten wir mehrere leichte Nachtfröste, aber deswegen blühen die Blumen doch noch, nur der oberste Teil sieht versengt am Kaffircorn und Zuckerrohr. Letzten Sonntag und Montag hatten wir einen starken Wind. Dienstag gab es Regen, und während der letzten zwei Tage war Indianersommerwetter, lieblich und angenehm. Die Kühe weiden noch immer auf grüner Weide.

Von meiner Schwester Marie, Marion, S. Dakota bekam ich einen Brief, in welchem sie berichtete, daß dem Daniel H. Böse seine junge Frau plötzlich gestorben sei, während er nicht daheim war. Sie hatte zu ihrer Schwester gesagt, sie fühle sich müde und wolle etwas ruhen. Die Schwester geht noch zu den Nachbarn, und als sie heim kommt, ist jene noch nicht aufgestanden. Bald wird diese aber inne, daß jene nicht mehr lebt, sondern tot ist. Als ich in S. Dakota war, besuchte ich sie noch, und jetzt ruht sie im Grabe.

Aeltester Haffner kam vorige Woche heim um sich etwas auszuruhen. Ja, er muß doch auch einmal etwas bei seiner Familie sein und nicht immer auf Reisen.

Jacob Thomas.

Oklahoma.

Isabella, Oklahoma, den 12. Oktober 1915. Werter Editor und Leser der Rundschau! Ich wünsche euch allen Gottes Segen zum Gruß.

Ich bin am 2. Oktober von meiner Californiareise glücklich und wohlbehalten zuhause angekommen und fand die lieben Meinigen alle wohl. Dem Herrn sei Lob und Dank für alle Wohltat, die er täglich an uns tut, auch für die Bewahrung auf der Reise.

Hier in Oklahoma sind wir jetzt am Weizensäen. Mancher ist auch schon aufgefangen, und da das Wetter günstig ist, ist er schön grün und wird dem Vieh bald gute Weide bieten. Heute hat es etwas geregnet. Das wird manchem nicht sehr passen,

da die Weizenhaufen eben genug ausgetrocknet waren zum Dreschen, und jetzt ist es wieder zu naß. Der viele Regen in diesem Jahr hat das Dreschen so ins Lange gezogen.

Der Unterricht in den Schulen hat bereits begonnen. Wir haben deutsche und englische Schule zugleich, haben zwei Schulzimmer. Schw. Care Nickel ist unsere deutsche Lehrerin. Unsere Eltern von Korn, Oklahoma, die im Vornehmen haben, nach Grog, Oklahoma überzusiedeln, weilen gegenwärtig hier bei ihren Kindern auf Besuch. Sie waren auch schon im östlichen Oklahoma und Kansas bei Kindern und Geschwistern zum Besuch. Möge der Herr sie auch ferner mit seinem Segen begleiten.

Dienstag, den 4. Oktober wurde der alte Großvater Laubach bei Okeene begraben. Er starb plötzlich am Schlage. Er war 88 Jahre alt. Sonntag, den 10. feierte die Gemeinde bei Okeene ihr jährliches Missionsfest. Es waren recht viele von hier hin gefahren.

Donnerstag, den 14. Oktober gibt es bei Geschw. C. Grunaus Hochzeit. Ihre jüngste Tochter Anna verheiratet sich mit Joh. Heinrichs von Enid, Oklahoma. Wir wünschen ihnen Gottes Segen zu ihrem Vorhaben. Bei Geschw. J. C. Grunaus hat es Zuwachs in der Familie gegeben und zwar einen Sohn, und bei Geschw. D. Kaspers eine Tochter. Grüßend,

M. M. Just.

Im Finstern der Türkei.

Von Rev. D. C. Eby.

Wenn man die Nachrichten der Zeitschriften für bare Münze annehmen darf, dann sind die Zustände in der Türkei noch viel entsetzlicher, als wir uns vorgestellt oder es geglaubt haben. Man sagt, daß offizielle Berichte der Konsulatsvertreter der Türkei die Zahl der gemetzelten Armenier auf Hunderte von Tausenden schätzen.

Außer diesen sind dann noch die Hunderte von Tausenden, die in langen Reihen durch die Wüste getrieben werden, allen Gefahren ausgesetzt, dem Hungertode anheimfallend, und verdurstend am Wege hinfallend und sterbend. Keine der früheren Metzeleien in der armenischen Geschichte ist auch nur zu vergleichen mit der jetzigen.

Diese Verbannten werden in militärische Lager eingeschlossen und von Zeit zu Zeit in Gruppen abgeschickt nach den Dörfern in der Wüste. Die Reise ist eine entsetzliche, und indem die langen Züge der Verbannten ohne Wasser und ohne Lebensmittel zu Fuß reisen müssen, werden sie von den wilden Kurden überfallen, welche die Männer zerhacken und die armen Frauen mit sich schleppen.

Die Konsule haben zwar dagegen protestiert, doch wurden sie zurückgewiesen mit den Worten, es sei unbedingt notwendig, daß man diese militärische Maßregel festhalte, weil die Armenier mit dem Feinde der Türkei sympathisieren.

Obwohl schon eine halbe Million Armenier vertilgt sind, so sind doch noch immer 750,000 am Leben in Not und Elend und der Hilfe bedürftig. Freunde der Mission in der Türkei machen den Vorschlag, eine Hilfskommission für Armenien zu organisieren und Geld zu sammeln, die Armenier nach Amerika zu bringen. Wenn dies nicht bald in Bewegung gesetzt wird, dann ist es möglich, daß die ganze Nation dort vertilgt wird. — (Uebersetzt und eingesandt von L. E. Penner.)

Auf der Landsuche für eine Mennoniten-Kolonie.

Von P. P. Kröker.

(Fortsetzung.)

Nun waren wir in Fort St. James. Dieses ist ein Indianerdorf, das aus etwa 50 Häusern, einer katholischen Mission und einem Hudson Bay - Store besteht. Es liegt am Norduser des Stuart Sees, welcher einer gründlichen Beschreibung verdient. Dieser See seinerzeit der Hauptsitz eines gewissen Indianerstammes gewesen sein und könnte der in unserer Sprache die Bluttaten erzählen, die hier während der Vertreibung der Indianer verübt worden sind, er würde uns haarsträubende Geschichten erzählen. Doch sein heutiges Benehmen spricht gerade das Gegenteil von dem. Die Nordseite des Sees bietet eine überaus schöne Ansicht mit seinen Bergen von Kalksteinen, die mit den verschiedenen Nadelhölzern bewachsen sind. Etwa zwei Meilen westwärts sieht man hohe, kahle Steinberge von verschiedener Farbe. Besonders auffallend war mir der dunkelrote Berg, welcher die rote Farbe zur Schmückung der Federn, Kleider und des Gesichtes der Indianer soll gegeben haben.Die Farbe haben sie weit und breit in Canada verfahren und damit Handel getrieben. Unweit dieses Platzes ist ein wunderschöner Wasserfall von etwa 20 bis 25 Fuß breit. Das Wasser fällt aus einer Steinritze etwa 30 Fuß hoch heraus, so daß es dadurch an den Fels erinnert, den Moses geschlagen „und es kam Wasser heraus." Dieses Wasser fällt dann zuerst auf eine Mooswand, worunter eine Höhle ist, und verbreitet sich dann in kleinen Strahlen, bis es in den See fließt. Ich habe da beobachtet, wie dieses Moos sich zuerst in eine Art Sand verwandelt, immer härter und dichter wird, bis es zu harten, mit verschiedenen Poren versehenen Steinen wird, die korallenähnlich aussehen. Die Südseite des Sees sieht von Weitem gesehen auch wunderschön; bin aber nicht in der Nähe derselben gewesen. Der See ist vier Meilen breit und fünfzig Meilen lang und soll sehr tief sein. Das Wasser ist wunderschön und es sollen sehr viele Fische darinnen sein. Die zwei Inseln in der Mitte machen die Aussicht besonders schön. Keine Kunst ist imstande, die Natur hier wiederzugeben, des bin ich sicher. Dieser See bietet mit seinen Fischen und den verschiedenen wilden Tieren in der Nähe dem Indianer alles, was er auf dieser Welt braucht. Der Charakter eines Menschen, der nur eine Seite der Natur zu sehen bekommen hat, und wenn sie auch noch so schön ist, kann nicht anders, als auch nur einseitig sein. Ich interessierte mich sehr für die Indianer und daher versuchte ich mit ihnen anzuknüpfen. Ein Gespräch mit einem alten Manne wird mir unvergeßlich bleiben und ich will daher etwas daraus wiedergeben.

Dieser Mann schien mir in seiner kupferroten Gesichtsfarbe noch einer der alten Indianer vom rechten Schlage zu sein. Er war von schöner Statur. Die Falten auf der breiten Stirne, die großen Augenbrauen, der klare Blick, der mir vielsagend und weit in die Zukunft schauend erschien sagten mir von einer bewegten Vergangenheit dieses Mannes, der jetzt die achtundachtzig inne hatte, und an dem sich das Alter bedeutend bemerkbar gemacht hatte. Wie die Stirne, so zeigte auch das breite, schöne Gesicht mit seinen senkrecht fallenden Falten von einem außergewöhnlichen Verstand dieser Rasse, und daß er durch das Studium der Natur, mit und von der er so lange gelebt hatte, im Stande sei, ein gut Teil der Zukunft zu prüfen, und noch ein Blick auf seinen Blick geworfen, schien mir sagen zu wollen, daß dieser Mann auch mehr der Zukunft als der Gegenwart lebte. Ich fragte ihn nach seiner Familie, wie es bei ihnen Sitte ist, und er sagte mir, er sei der Vater von sieben Kindern. Ich fragte: „Wieviele Söhne?" Und mit einer sehr traurigen Stimme, in der man gleich verstehen konnte, daß bei den Indianern ein Sohn mehr gelten muß als eine Toch-

ter, sagte er: „Zwei.“ — Ich fragte ihn in dem seiner Sprache anpassenden Dialekt: „Auch Mädchen?“ Er antwortete sehr langsam: „Ja, fünf Mädchen.“ — Ich fragte ihn dann, ob seine Söhne schon erwachsen seien. Und indem sich seine Gesichtszüge verzogen und Tränen in Strömen aus seinen trauernden Augen über die roten Wangen liefen, sagte er: „Beide gestorben; einer im Alter von 21, der andere von 23 Jahren.“ Doch kein Wunder, wenn dieser Alter weinte, da doch die Erhaltung dieser Rasse von den gesunden starken Söhnen abzuhängen scheint. Wieder schienen seine Augen mir sagen zu wollen: Er sieht die Zukunft; ich wollte sehen können, daß auf seinem Gesicht der Ausdruck geprägt war von dem Verständnis der dahinsterbenden Rasse und daß er dabei am meisten betroffen worden war, indem ihm die Söhne vor ihrer Reife sterben mußten. Mit dem harten Aermel seines groben Kittels sich die Tränen trocknend und, wie es schien, wieder neuen Lebensmut fassend, stand er einen Augenblick ohne etwas zu sagen. Dann ergriff ich wieder das Wort und sagte: „Es kommen jetzt viele Weiße herein.“ Daß ich hiermit dem alten Manne am meisten unsympathisch gewesen und seinen Zukunftgedanken damit noch tiefer berührt hatte, sah ich nur erst recht, als er mir antwortend, wie wenn er jedes Wort messen und einen besonderen Ausdruck darauf legen wollte näher auf mich zutrat, sich räusperte, mit der Hand auf den Abend zeigend, sagte: „Der Weiße — er kommt; der Indianer — er geht.“ Nie in meinem Leben werde ich diese Worte und den Gesichtsausdruck des Mannes vergessen. Indem ich fühlte, daß der Alte besser fühlen würde, wenn er mit seinen Gedanken allein gelassen würde, drückte ich ihm die Hand und verabschiedete mich. Ich fühlte jedoch, daß ich nur eine neue Anregung in des alten Mannes Gedanken wachgerufen hatte, die ihm sowohl über die traurige Zukunft seiner Rasse, als auch über die Vergangenheit, da dieser Rasse die ganze Welt zu gehören schien, hervorgerufen hatte. Er wird mit sich selber noch wohl lange im Bette gesprochen haben, und ich tat dasselbe.

Es wären da manche schöne Ausdrücke dieser Rothäute wiederzugeben, die ausprägen, was sie über die Weißen denken. Der Indianer glaubt den Weißen erhalten zu müssen, und daher sagt er: „Der Weiße taugt nichts; er kann nicht arbeiten, nicht fischen, auch nicht schießen, und im Kanoe (indianischer Kahn) fährt er wie mit dem Pferde.“ Ich wünschte mir, ich könnte unter ihnen eine längere Zeit zubringen; denn sie sind es wert, daß man sie näher kennen lernt.

Ich hatte vergessen, oben zu erwähnen, daß in Fort St. James auch ein Privat-Store ist, und weil hier kein Hotel war, hielt uns dieser Mann übernacht. Von ihm renteten wir uns auch ein Gasolinboot für $10.00 per Tag und nachdem wir abends unsere Einkäufe für zwei Wochen gemacht hatten, wo wir aussanden, daß man hier nichts für wenig Geld bekommen kann, gingen wir zu Bett. Freilich ein schönes Bad in dem Stuart Lake mußte vorher kommen. In der Nacht hörte ich plötzlich ein hartes Klopfen an der Tür, wie wenn es mit einem Hammer getan wäre. In der Meinung daß die etwa dreißig Fuß ab wohnenden Indianer aus ihrer schmutzigen Hütte gekrochen und mit mir Spaß haben wollten (es geht ihnen nichts besser, als wenn sie dem Weißen unerwartet etwas Spaß machen können) und da ich mich freilich auf ihren Spaß nicht sehr verstand, sprang ich aus dem Schlafe auf und schrie: „Hello! Was willst du?“ Bekam keine Antwort, und als sich mein wallendes Blut

erst gelegt hatte, und ich mich wieder auf die Seite drehte, fing mein Partner im Nebenzimmer, der meinen Schrei gehört hatte und langsam zu dem Bewußtsein gekommen, daß ich wohl Furcht ausgestanden, laut an zu lachen. Am Morgen fragte er mich, wie mir das Klopfen des Bibers mit seinem harten Schwanze gefallen hatte, und meinte, wenn ich mit meinem Sprechen zu diesen Pelztieren anhalten würde, könnte ich am Ende noch bessern Erfolg darin haben, als Darwin mit seiner Theorie und Sprachstudium mit der glattnasigen „Ebenbürtigen."

Am Morgen empfing uns der alte Chinesenkoch, der sich eine Indianer-Squa geheiratet hat, mit den Worten: „Frühstück zu spät; es ist nichts für euch da; die Hennen legen nicht Eier, und dann kann man nichts kochen." Hatte ich schon am Tage vorher nicht viel Abendbrot gegessen, so verging mir jetzt vollends der Appetit, als ich sah, daß die lieben Fliegen zu meiner Freude im fleißigen Beitragen ihres Unrates im Halse des Zuckergefäßes gerade noch so viel Raum gelassen hatten, daß mein Teelöffel durchkonnte. Ich sagte mir, ich müsse aber frühstücken, wenn ich für den Tag etwas wert sein wollte, und daß wir eine lange Reise vor uns hatten, war schon ausgerechnet worden. Wohl oder übel, ich aß und kaute auch. War die Hütte in der wir aßen, dreißig, vierzig oder fünf Jahre alt, — ich weiß es nicht; daß in derselben aber noch nie ein Staublappen geschweige noch ein Wischlappen an den Wänden gewesen, kann ich für sicher sagen.

Nun wurde unser Gepäck und die Eßwaren für zwei Wochen das Ufer hinuntergetragen und in das Boot geladen. Unser Gasolin-Boot war sechs Fuß breit und zwanzig Fuß lang, und mit einem vier Pferdekräfte starken Motor versehen. Als alles Nötige geladen war, „machte unser Bootmann noch eine Pfeife", kniete sich neben dem Motor hin, brachte ihn in Bewegung, setzte sich, nahm das Steuer in die Hand — und nun gings ostwärts auf dem See, dem Ausfluß desselben, dem Stuartflusse zu. War die anderthalb Meilen lange Seefart angenehm, so war es auf dem Stuartflusse noch angenehmer. Wie immer, so war es die ganze Reise über windstill und angenehm warm. Das Wasser war so still und glatt und unser Boot glitt dahin, daß es eine Lust war. Zu beiden Seiten die grünen Bäume, die ihre Schatten ins Wasser werfen und ein Bild entwickeln, das kein Maler nachmahlen kann. Wie oft habe ich mich daran beim Fahren ergötzt! Dann die Bäume an den Ufern selbst, die in Wuchs und Art mit einander zu wetteifern schienen und auf jeden Schritt das Panorama wechseln. Die verschiedenen Krümmungen des Flusses u. die Inseln von verschiedener Größe und Form. Dann das klare, strömende Wasser, wovon ich nicht genug genießen zu können schien, trotzdem ich nach Herzenslust trank, wusch und badete. Am Nachmittage saß ich gewöhnlich hinten auf dem Boote, hing die bloßen Füße hinaus ins Wasser, ließ sie von dem durch die Schraube hinten aufgeworfenen Wasser überwaschen, manchmal stundenlang. Hin und wieder schaute ein Elentier (Moos) oder ein Hirsch vom Ufer hinunter auf die ruhigen Schiffer, die ihr spähend Auge bald auf sie gerichtet hatten, und recht oft nahm unser Bootsmann ein Rohr in die Hand, und wenn er da hinein blies, dann krachte es. Wid baten ihn, dieses nicht zu oft zu gebrauchen, denn wir konnten unmöglich alles Gute durch den Magen schieben und es sei ja doch zu lieblos, solche Sachen aus purem Vergnügen zu tun, und vielleicht noch das Unglück zu haben, das Wild nur zu verwunden, anstatt zu erlegen. Nach dem Aussehen unsers Bootsmannes zu urteilen, ließ er nicht viel mit sich spaßen, was wir auch bald inne wurden. Er war Zeit seines Lebens Engenieur gewesen und da seine schwarzen Augen sich auf dem Zuge an den ebenen Schienenstrang gewöhnt hatten, schien es mir, als der Mann mit seinem stieren Blick alles durchbohren wollte, mußte aber einmal entdecken, daß er den Hirsch nicht mit dem ersten, zweiten oder dritten Schuß zu erlegen im Stande war, und als es hieß, eine Wasserratte schießen, die traf er auch nicht, und so ging es auch mit dem in der Luft schwebenden Adler. Er kam nicht herunter. Das machte uns Spaß, und wir ließen es ihn sehen, aber er nahm es sehr ungern und wurde daher etwas geiziger mit seinen Patronen.

Als wir etwa 25 Meilen zurückgelegt hatten, hieß es „kämpen." Wir fuhren zum Ufer, entluden das Kochgeschirr und andere Sachen, was wir zum Zubereiten des Mittagsmahles bedurften. Nun wurde die Arbeit auch eingeteilt, denn systematisch schafft es sich ja besser und leichter, und wo keine Organisation ist, da ist, wenigstens in Amerika, etwas dem Fortschritt und dem Erfolg zuwider. Mir wurde der Teil des Geschirrwaschens zuteil. Das erklärt vielleicht auch, daß man inne geworden war, daß ich von den mehr verantwortlichen Dingen nicht viel Verständnis hatte, und wer die Gelegenheiten nicht benutzt hat, in den mehr anständigen Sachen Gewandtheit zu zeigen, der muß halt Kühe melken, ausmisten, Geschirr waschen oder dergleichen Arbeit tun. Dies stimmt ja auch mit Paulus Ansicht, wenn er dieses mit dem Bild der verschiedenen Gefäße erklärt. Ich dachte beim Waschen des Geschirrs, wo mir der Sand am Ufer des Flusses die Seife oder das Waschpulver ersetzte, ich hätte doch sollen die Augen in der Welt etwas besser offen halten, dann würde ich am Ende noch an das Würzen der Speisen u.s.w. hinan gekommen sein. Nun, es war mir, dem stets an einen fertigen Herd Gewöhnten hier beim Kämpen manches neu und interessant und ich habe mir manches davon in die Taschen gesteckt. Da aber meine Arbeit stets nach dem Essen kam, so hatte sie wenigstens das Gute, daß ich, während einer Feuer machte und der andere Kartoffeln schälte und kochte, die Zeit zum Fischen benutzte und da ich von jeher geglaubt, daß an mir ein Fischer verloren gegangen, so machte es mir nicht ein kleines Vergnügen. Doch das Fischen in den klaren Flüssen in Britisch-Columbia, wo auch die Fische anderer Art sind als die, die ich in der Jugend fangen durfte, so schien es mir eine Kunst zu sein. Man sagt dort die schöne Bergforelle läßt sich nicht betrügen, aber das ist nur sprichwörtlich gesagt, denn wäre das nicht möglich, so würde diese nicht so nach den künstlichen Fliegen schnappen. Ich fing mit den kleinen Fischen an und es dauerte auch nicht lange, bis ich größere Fische bekam, doch es schien, ich mußte mich genau nach den Belehrungen unseres Bootsmannes richten, sonst bekam ich die Forelle nicht ans Ufer oder in das Boot und ich war immer der Betrogene.

Zu Abend kamen wir zu den Gebrüdern Hamilton, etwa 35 Meilen von Fort St. James und etwa 15 Meilen direkt südlich von Vanderhoof gelegen. Diese haben hier jeder eine Heimstätte neben dem Fluß aufgenommen. Sie haben sich hier vorigen Winter ein schönes Häuschen aufgeblockt. Ich hatte mich schon vorher in diese Art Häuser verliebt, ehe ich hierher kam, und ganz besonders dann, als sie mir zeigten und erklärten, daß sie zu dem Häuschen nichts als nur die Nägel und die Türgehänge gekauft hatten; das übrige hatten sie alles selbst aus Waldholz gemacht. Ah, dachte ich, ist das aber ein Vorteil für den armen Mann auf der kahlen Prairie, wo er sich das Holz vielleicht alles borgen muß, und wenn später eine Mißernte kommt, und er nicht bezahlen, dann heißt zehn, zwölf Prozent

Zinsen bezahlen, und dann kommt vielleicht noch ein „Lien" dagegen, und das Häuschen fängt dem gemütlichen Manne an sehr ungemütlich zu werden, und um noch weiter zu gehen, es ist hier bei manchem der gute Anfang vom schlechten Ende gewesen. Und so ein Blockhäuschen sieht nobel von innen und außen und ist dazu viel wärmer als ein Framehaus. Das wäre das richtige Ding für unsere Prairie-Provinzen, wo der Wind so recht seinen Willen hat und um die Häuser bläst, daß es einem angst und bange wird, und leider geschieht es auch, daß ein nicht stark gebautes Häuschen hin und wieder seine Postur verliert. Wehe dann dem Armen mit seinen Kinderchen! Nicht so etwas, wo kein Wind ist und wo man ein Blockhäuschen hat. Es sieht auch sehr nett von außen, wo die Fugen längs dem ganzen Hause laufen.

Die Gebrüder Hamilton hatten auch einen kleinen Gemüsegarten, doch das Gemüse hier war nicht sehr geraten, denn sie hatten im Frühlinge zuerst keinen Pflug gehabt, und dann hatten sie den Samen nicht in der Zeit bekommen. Doch werden sie wohl noch etwas Gemüse und Kartoffeln bekommen. Diese Leute waren aber sehr vergnügt und hoffnungsvoll ihrer Heimstätte wegen, die ihnen viel Geld wert zu sein schien, trotzdem sie mir etwas zu schwer bewaldet schien. Sie wollten mir eine ebenso gute Heimstätte neben ihrer zeigen, falls ich sie für mich selbst wollte. Ich ging auch mit ihnen hinaus, und wir besahen das Land, aber es wollte mir nicht gefallen. Ich sagte, falls ich etwa 50 Acker für 20 Dollars per Acker könnte geklärt bekommen, dann wollte ich es schon tun. Da schien der eine ein Geschäftsmann zu sein und sagte, er würde gleich Papier und Feder bekommen, und mit mir einen Kontrakt schließen, die ganze Farm für 15 Dollars per Acker zu klären. Nun mußte ich nur herausrücken und sagen, ich hätte es nicht ernst gemeint. Hier passierten mir drei Dinge, mit denen ich nicht gerechnet hatte; erstens bekamen wir Elentier- (Moose)- Braten, und der hat den an Stadtspeisen gewöhnten Saskatchewaner gemundet und nun erst hatte dieser das richtige Verständnis von dem Nutzen der wilden Tiere in B. C. Die schöngebratenen Fische wurden nun sehr manierlich zur Seite geschoben, und dem „Moose" wurde alle Ehre gegeben, und ich kann dem Leser versichern, es wurde auch seine Geschichte hier studiert. Das war dem Heimstättesuchenden wie Wasser auf seine Mühle. „Wir haben all das Fleisch, was ein Mensch sich wünschen kann", sagten die Heimstättler, und ohne dieses würde uns das Leben im ersten Jahr sehr teuer kommen. Hier ist Wild für Tausende Ansiedler für viele Jahre. Wir leben hier viel besser als die Heimstätter auf den Prairien, Fleisch und Beeren die Fülle. Was braucht ein Heimstätter noch mehr? Solche und ähnliche Aussprüche brauchten die vergnügten Bachelor, die sich freuten, 'mal Gäste zu haben, und sich mit ihnen über die „offene" Welt aussprechen zu dürfen. Ich mußte ihnen recht geben und tat mein möglichstes, die Freude der Gesellschaft zu erhöhen. Das zweite auffallende Ding war, daß ich hier zum ersten Male meine Wäsche waschen mußte; und was kann der Mensch nicht alles in dieser Welt, wenn er dazu getrieben wird? Und das Beste davon ist, daß es einem frohen Menschen alles Vergnügen ist; denn ferner kümmerte ich mich nicht um den Vorrat meiner Strümpfe, Hemden oder dergleichen in meinem Koffer. Das Dritte war, daß ich nach dem schönen Bade mich in das Boot setzte, den Anker lichtete und auf die Höhe fuhr, um dort mein Tagebuch zu vervollständigen, dabei aber bald inne wurde, daß ich nicht im Stande war, neu Anker zu fassen und auch den Motor nicht zu hantieren. Hier mußte nun bald um Hilfe gerufen werden und das Echo meldete mir auch gleich darauf, daß ich wieder nicht die Augen offen genug gehabt hatte. Ich dachte wohl an die verschiedenen Robinsone, an Coopers Geschichten und auch an den sinkenden Petrus. Hier hatte ich auch die Gelegenheit zu sehen, wie man sich im Walde ein schönes Bett machen kann. Unser Bootsmann war darin ein Meister. Er holte einen Haufen Aeste von den grünen Fichten, befahl uns die kleinen Zweige desselben zu entfernen und in einen besonderen Haufen zu legen, und er versuchte dieselben so auf einen Haufen zu legen, daß die Tannennadeln womöglich aufrecht standen. Als er eine Schicht von etwa ein Fuß hoch solches aufgelegt hatte, tat er eine grobe Leinwand darüber und dann die Decken, und ich versichere, das war eine der besten Matratzen, auf denen ich je geschlafen habe, was auch der ausgeruhte Körper am andern Tage erzählte. Ja, wirklich, solche Erfahrung kommt einem nicht, wenn man zu Hause sitzen bleibt, oder auch nirgends auf der Prairie wie bei Herbert herum. Wie unser Bootsmann am nächsten Tage etwas böse auf uns war, weil wir ihm einmal nicht seine schottische Geschichte von dem Pet und Jim geglaubt hatten, und er uns nicht das Bett machte, und da es zu spät war, Fichtenäste zu holen und wir mit Unterlegen von hohem Gras uns begnügen mußten, dann haben wir uns in der Nacht gerollt und gewünscht, wenn wir ihm doch die „Scotch-Story" geglaubt hätten; doch es ist in dieser Welt für alles einmal zu spät, wenn es nicht zur rechten Zeit getan wird.

(Fortsetzung folgt.)

Der Bibelkongreß auf der Weltausstellung in San Francisco.

Unter den vielen Kongressen, die gelegentlich der Panama-Pacific-Ausstellung dieses Jahr in San Francisco tagen, hat der Bibelkongreß, der Anfang August tagte, ein besonderes Interesse für christlich gesinnte Leute. Er brachte die Bibel, deren Uebersetzungen und Verbreitung einmal vor die breiteste Oeffentlichkeit.

Die größte Versammlung fand in dem „Hofe des Weltalls" statt, dem Mittelpunkt der Ausstellung, und damit an einem passenden Orte, die Bibel auf den ihr zukommenden Platz als den Mittelpunkt des menschlichen Lebens und Strebens zu stellen. Etwa 20,000 Besucher wohnten der großen Bibelversammlung am Nachmittag des 2. August, eines Wochentages, bei. Billy Sunday sprach über die Macht der Bibel und fesselte die große Menge bis zum Schluß. Interessant war die öffentliche, feierliche Uebergabe einer Bibel in englischer Sprache an die japanischen Christen und ihre Freunde, die von der Amerikanischen Bibelgesellschaft gestiftet worden war, daß sie dem Mikado (Kaiser) von Japan bei seiner bevorstehenden Krönung überreicht werde. Der Mikado hat seine Zusage zur Annahme derselben gegeben. Gleichzeitig werden dann die japanischen Christen ihm eine Bibel in japanischer Sprache überreichen. — Der Krieg hatte allerdings das ursprüngliche Programm des Bibelkongresses sehr stark in Mitleidenschaft gezogen, ja eingeschränkt, da mehrere auf dem Programm stehende Redner nicht über den Ozean hatten kommen können. Grüße, Segenswünsche liefen von der Deutschen, der Britischen und Ausländischen, der Französischen und anderen Bibelgesellschaften ein. Ebenso erreichten den Kongreß Abhandlungen des Patriarchen von Konstantinopel, des früheren ersten Ministers Hollands und jetzigen Senators Dr. Kuyper, des Professors Jean de Vesme, von der Reformierten Kirche Frankreichs, und anderer. Die Entwickelung der Verbreitung der Bibel in Europa, Amerika und Asien wurde prächtig dargestellt

und erreichte ihren Höhepunkt in den im voraus mitgeteilten Angaben aus dem bald erscheinenden Buche von Dr. Henry Otis Dwight über die hundertjährige Geschichte der Amerikanischen Bibelgesellschaft.

Warum Bulgarien eingriff.

Washington, D. C., 16. Oktober. — Staatssekretär Lansing machte heute bekannt, daß Herrn Charles J. Vopicka von Chicago, dem amerikanischen Gesandten für Rumänien, Serbien und Bulgarien, die Vertretung britischer Interessen in Bulgarien übertragen wurde, da England Bulgarien den Krieg erklärt hat. Dadurch wird Herrn Vopicka's Arbeit wesentlich vermehrt werden. Die Gesandtschaft Bulgariens in Washington hat eine Erklärung veröffentlicht, weshalb Bulgarien sich zum Krieg entschloß, und Nachrichten, die von den Alliierten verbreitet wurden, daß Bulgarien an die Zentralmächte ausverkauft habe, als unwahr bezeichnet. Der bulgarische Gesandte, Dr. Panaretoff äußert sich in dieser Angelegenheit wie folgt:

„Seit Monaten hat Bulgarien erklärt, daß es Macedonien haben will, das Land, das von Bulgaren bewohnt wird, für deren Befreiung von der türkischen Herrschaft Bulgarien in den ersten Balkankrieg zog. In dem Bündnisvertrage, das im Februar 1912 zwischen Serbien und Bulgarien zustande kam, wurde der größte Teil Macedoniens feierlichst als bulgarisches Gebiet durch das Recht der Nationalität anerkannt, während ein kleiner Teil des Territoriums, das man die „bestrittene Zone" nannte, der schiedsrichterlichen Entscheidung Rußlands überwiesen wurde. In offener und direkter Verletzung der Bedingungen des Vertrags hat Serbien nach Beendigung des ersten Balkankrieges sich geweigert, Bulgarien das zuzugestehen, was durch das Bündnis garantiert worden war.

„Wofür Bulgarien in den zweiten Balkankrieg ging, war die völlige Ausführung der Vertragsbedingungen und die Verteidigung seiner Vertragsrechte. Das gegenwärtige Eingreifen Bulgariens in den Krieg wird nicht von der Absicht beeinflußt, Rache zu üben, sondern ist ein berechtigter Versuch, das zurückzuerobern, was es nach Recht und Billigkeit als sein Eigentum beansprucht, und was ihm von Serbien durch Treulosigkeit und Nichterfüllung seiner Vertragsverpflichtungen entrissen wurde. — Jll. Stztg.

Rußland.

St. Petersburg, den 17. Oktober. — (Ueber London.) — Durch einen eben veröffentlichten kaiserlichen Ukas wurde über Moskau und den Moskauer Distrikt der Kriegszustand erklärt.

In Moskau ist es im Laufe der letzten Monate wiederholt zu ernsten Unruhen von beträchtlicher Ausdehnung gekommen. „Amtlich" wurden die Ausschreitungen von den russischen Behörden stets der angeblich unter den Arbeitern herrschenden Unzufriedenheit zugeschrieben. Man nannte Arbeitslosigkeit und Ausstände als die Ursachen, maß ihnen aber niemals politische Bedeutungen bei.

Erst kürzlich hieß es in verspäteten Korrespondenzen, die aus Rußland in den Vereinigten St. eintrafen, daß der Aufstand im Juni auf „das Wachstum der von der Hand in den Mund lebenden Bevölkerung zurückgeführt werden müsse, die in den letzten fünfzehn Jahren aus den Landdistrikten zureiste und Moskau förmlich überschwemmte." Im Verlauf dieses Aufstandes, den die russischen amtlichen Stellen zunächst als „gegen die Ausländer gerichtet" schilderten, wurden unvollständigen und zensierten Berichten zufolge weit über vierhundert Personen getötet oder verletzt. Den hauptsächlich an russischem Eigentum angerichteten Schaden schätzt man auf mindestens 25 Millionen Dollars.

Jüngeren Datums waren die blutigen Ausschreitungen, über die gleichfalls nur knappe Nachrichten auf Umwegen die Vereinigten Staaten erreichen. Am 27. September kam es in den Moskauer Straßen zu Barrikadenkämpfen, die nicht nur den Zivilisten schwere Opfer forderten, sondern auf unter den Polizisten und „höheren Beamten". Die „offizielle Verlustliste" umschloß damals an Toten drei Zivilisten; an Verwundeten acht „höhere Beamte", 25 Polizisten und 128 Zivilisten.

In den letzten beiden Wochen haben deutsche Tauchboote im Mittelmeer 23 Dampfer mit einem Gesamttonnengehalt von rund 100,000 Tonnen in den Grund gebohrt. Unter den zerstörten Schiffen befanden sich vier Transportdampfer der Alliierten.

Ein Bibelübersetzer im Sudan.

Missionar A. W. Banfield war ein Mitglied der Schar kanadischer Missionare, welche sich zuerst unter dem eigentlichen Nupe-Volke niederließen. Dies Volk wohnt zwischen dem Yoruba- und dem Hausaland in Westafrika, und man findet es an beiden Ufern des Niger. Seine Wohnsitze beginnen in der Nähe von Lokodja an der Mündung des Benue-Flusses in den Niger, und sie dehnen sich etwa 67 Stunden weit nach Norden aus. Nach der Schätzung Bischof Tugwells von der englischen Kirchenmission beläuft sich die Nupe sprechende Bevölkerung auf etwa eine Million. Missionar Banfield ist aus Kanada gebürtig und ging vor sieben Jahren mit der Pioniergesellschaft der afrikanischen Industrie-Mission (jetzt die Sudan-Inland-Mission) von Toronto hinaus, um eine neue Missionsarbeit in Nord-Nigeria zu beginnen. Sie ließen sich in Patagi nieder, das etwa 167 Stunden von der Küste und etwa 47 Stunden von Lokodja entfernt ist. Missionar Banfield gehört den „Menoniten Brüdern in Christo" an, und die kanadischen Glieder seiner Gemeinschaft interessieren sich sehr für die „afrikanische Industrie-Mission." Als er jedoch im Jahre 1905 zu einer kurzen Erholung nach Kanada zurückkehrte, entschloß sich die Mennonitenkirche, eine eigene Mission in Nord-Nigeria anzufangen. Seitdem ist Missionar Banfield der Leiter dieser Arbeit gewesen, welche einem Ausschuß der Mennonitenkirche unterstellt ist. Das gegenwärtige Hauptzentrum der Mission ist der Ort Shonga, welcher bis vor kurzem die nördlichste Missionsstation am Niger war; doch hat seitdem die englische Kirchenmission sieben Stunden weiter landeinwärts eine Station eröffnet.

Im Februar 1908 kam Missionar Banfield zum ersten Mal nach London, um seine Uebersetzung der vier Evangelien in die Nupe-Sprache, deren Herausgabe die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft unternommen hat, durch den Druck zu führen. Mit dieser Arbeit wurde er durch eine Konferenz von Missionaren der englischen Kirchenmission, der Sudan-Inland-Mission und der menonitischen Brüder in Christo betraut, die im Jahre 1906 unter dem Vorsitz des Bischofs Tugwell in Patagi gehalten wurde. Eine frühere Uebersetzung der Evangelien, welche die Bibelgesellschaft 1899 gedruckt hatte, erwies sich als ungenügend, und die Konferenz faßte den Beschluß, daß eine neue Uebersetzung veranstaltet werden müsse.

Während Missionar Banfields Aufenthalt in London fand im Bibelhaus folgende Unterredung mit ihm statt.

„Wie wurde die Nupe-Sprache zur Schriftsprache gemacht?"

„Bei unserer Konferenz mußten wir zu einer Uebereinkunft in Bezug auf das Alphabet kommen, das wir anwenden sollten. Unter den Missionaren dort waren einige Differenzen entstanden, welche jedoch glücklich beseitigt wurden. Dann einigten wir uns in Bezug auf eine allseitig gutgeheißene Uebersetzung des Gebets des Herrn, des apostolischen Glaubensbekenntnisses und der zehn Gebote. Auf dieser Konferenz besprachen wir uns auch und kamen zu einer Einigung betreffs der Wiedergabe wichtiger Eigennamen und christlicher Ausdrücke, wie Jesus Christus, Heiliger Geist, Rechtfertigung, Heiligung etc. Die Konferenz ersuchte mich dann, die vier Evangelien neu zu übersetzen, wobei ich die Arbeit, wie ich fertig bekam, den anderen Gliedern der Konferenz zur Begutachtung zusenden sollte. Man ersuchte mich auch, ein Nupe-Wörterbuch und eine Grammatik zusammenzustellen.

„Ich fing dann an zu übersetzen, wobei ich immer ein Exemplar der fertigen Arbeit rundsandte, so daß sie durch die Hände von fünf Missionaren zur Korrektur ging. Eine zweite Konferenz wurde im Oktober 1907 in Shonga gehalten, wo ich die Resultate vorlegte. Die letzte Revision wurde mir dann überlassen. Ich legte die englische revidierte Uebersetzung zu Grunde, wobei ich auch noch andere Uebersetzungen zu Rate zog."

„Hatten Sie irgend welche eingeborene Gehilfen bei der Arbeit?"

„Ich hatte keinen speziellen Gehilfen. Natürlich prüfte ich jeden schwierigen Punkt mit meinem eingeborenen Lehrer und auch mit anderen intelligenten Nupe, Mohammedanern, wie Heiden. Aber über einen gewissen Punkt hinaus ist es schwierig, wirksame Hilfe bei denen zu finden, welche keine christliche Erfahrung haben, und ich habe noch nie Gelegenheit gehabt, mit einem eingeborenen Christen zu arbeiten, der ein reiner Nupe ist."

„Können Sie irgend eine besondere Schwierigkeit nennen, welche Sie in der Uebersetzung fanden? Gibt es z. B. viele Wörter in den Evangelium, für welche Sie in der Nupesprache kein entsprechendes Wort finden?"

„Keine so große Anzahl von Wörtern. Die Nupe-Sprache eignet sich sehr gut für das Evangelium. Es ist eine sehr reiche Sprache mit einem großen Wortschatz. Ich habe schon ein Nupe-Wörterbuch von über 11,000 Wörtern zusammengestellt. Die Anzahl von nahe gleichbedeutenden Ausdrücken ist in der Nupe-Sprache außerordentlich groß. So habe ich mehr als einhundert Wörter für „groß" gefunden und ungefähr sechzig Wörter für „klein." Z. B., man sagt, ein Pferd sei klein, aber sie wenden nicht dasselbe Eigenschaftwort an, wenn sie sagen wollen, ein Haus sei

Fortsetzung auf Seite 20.

Erzählung.

Das siebente Gebot.

Fortsetzung.

Nord, ein wackerer, einsichtsvoller Mann, der eine fleißige, geschickte Hand wohl zu schätzen wußte, und der außerdem dem Jüngling sehr gewogen war, schien von dem Antrage keineswegs unangenehm überrascht. —

„Mein Junge, das soll ein Wort sein," rief er herzlich und schüttelte des Gesellen Hand. — „Wandere noch ein paar Jahre, und wenn du etwas Rechtes geworden bist und dein Meistergeld verdient hast, komme in Gottes Namen wieder."—

Hartung war glücklich. Alles ging nach Wunsch!

Wohlgemut, in herrlichen Zukunftträumen schwelgend, verließ er das Haus seines gütigen Meisters. — Gewissensbisse empfand er vorläufig nicht. — Das Aneignen des Schmuckes hielt er in seiner Verblendung kaum noch für ein Unrecht, da die rechtmäßigen Besitzer doch lange tot seien.

In B., wohin er seine Schritte zunächst lenkte, fand der Betörte bald lohnende Arbeit. — Auch hier schätzte ihn der Meister, um seines Fleißes und seiner Geschicklichkeit willen, und gab ihm ein schönes Stück Geld zu verdienen. —

Als einige Zeit vergangen, und Hans in der Stadt bekannt genug war, glaubte er den richtigen Augenblick gekommen, den Schmuck zu veräußern. — Er hatte sich in Gedanken schon längst ein ganzes Märchen zurecht gelegt, um das Geschmeide unauffällig an den Mann zu bringen. —

So zog er denn eines Sonntags abends seinen besten Rock an und ging zu einem Juwelier. —

Dreist holte er den Fund aus der Tasche und erzählte dem Geschäftsmann dabei eine lange Geschichte von Familienunglück und Verarmung. —

Schweigend prüfte der Kaufmann den Schmuck und betrachtete forschend den angeblichen Besitzer desselben. — Trotz der ziemlich glaubwürdigen Erzählung traute er dem Frieden nicht. Der zwar gut und anständig, aber doch sehr handwerksmäßig aussehende Verkäufer paßte so garnicht zu dem kostbaren Geschmeide, dessen enormen Wert sich eine verarmte Familie wohl schon längst zunutze gemacht hätte, ohne erst Jahre lang Standeserniedrigung, Not und Elend zu tragen. —

Unter dem Vorgeben, das Gold auf seinen Gehalt zu prüfen, verließ er den Laden, während ein Buchhalter den Fremden scharf beobachtete. — Hans erging sich unterdessen in herrlichen Zukunftsträumen u. erwartete daneben voll Ungeduld die Rückkehr des Kaufmanns mit dem ersehnten Bescheid. — Da legte sich plötzlich eine schwere Hand auf die Schulter des Entsetzten, und eine rauhe Stimme rief:

„Im Namen des Gesetzes! Sie sind verhaftet, folgen Sie mir!"

Wer schildert die Gefühle Hartungs!

So nahe am Ziel knickte er zusammen u. wurde totenbleich. — Er war viel zu erschrocken und in der Verstellungskunst zu wenig geübt, um die Anklage mit Entrüstung von sich weisen zu können. Außerdem überwältigte ihn das plötzlich erwachende Schuldbewußtsein und ließ ihn nur stotternd und verworren seine Unschuld beteuern, als der Beamte ihm ins Gesicht sagte, er habe das Geschmeide gestohlen.

„Nein, nein, es ist mein eigen. Ich habe es von meiner Mutter geerbt. Die trug es alle Tage."

„Und hungerte dabei, nach seiner vorigen Erzählung," höhnte der Kaufmann. — „Alter Freund, halte Er uns doch nicht für dumme Kinder. — Dergleichen Ausreden kennen wir zur Genüge. — Das ist ja alles Lug und Trug. Vielleicht besinnt Er sich im Gefängnis auf die Wahrheit." —

Trotz seiner erneuten Beteuerungen wurde Hans gleich darauf in das Untersuchungsgefängnis abgeführt.

Als sich die Tür der Zelle hinter dem Unglücklichen geschlossen hatte, brach er vor Schmerz und Scham zusammen. — Er, Hans Hartung, der Sohn des redlichsten Mannes, saß wegen gemeinen Diebstahls im Gefängnis! — Was würde sein Vater sagen, wenn nun alles ans Licht kam! — Nein, diese Schande durfte er dem geliebten Alten nicht antun, er mußte auch ferner versuchen, sich durch Leugnen rein zu waschen und wieder frei zu werden. — Da in Wirklichkeit einem Lebenden der Schmuck nicht gestohlen war, konnte ihm ja auch niemand seine Schuld beweisen. —Also nur standhaft bei der ersten Aussage geblieben!

Der Verblendete! Statt durch ein offenes Bekenntnis vor Gott und Menschen sein Gewissen zu entlassen, wollte er neue Schuld auf sich laden!

Als er am nächsten Morgen vor den Untersuchungsrichter geführt wurde, kam er denn auch seinem unseligen Vorsatz nach. — Keck und hartnäckig leugnete er alle Schuld und behauptete fest, das Geschmeide sei von Gott und Rechtswegen sein Erbgut.

Er fand natürlich keinen Glauben, und der Richter bemerkte trocken, so würde er einfach in Untersuchungshaft bleiben müssen, bis vollgültige Beweise für die Richtigkeit seiner Behauptungen vorlägen.

Der Gefangene war außer sich, aber die ganze Flut seiner Worte nützte ihm nichts. Er wurde in die Zelle zurückgebracht, und der Schließer sagte tadelnd:

„Noch so jung und schon so verstockt! Junger Freund, laß Er sich raten und bekenne Er seine Tat."

„Was! Was?" schrie Hans, „ich verstockt? Ich bekennen? Ich bin unschuldig. Gott soll mich strafen, wenn's anders ist."

Der Alte ging wenig überzeugt davon, während Hartung jammernd in dem engen Zimmer umherlief und sich wohl kaum einen Begriff davon machte, daß er soeben in der Verblendung des Herrn Fluch auf sich herabgerufen hatte. —

Aber es heißt nicht umsonst: „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!" — Nur zu bald traf den leichtsinnigen Frevler die Strafe für diese seine neue Sünde!

Zwei Tage darauf trat der Richter in seine Zelle und erklärte dem tödlich Erschrockenen, daß man jetzt die untrüglichen Beweise seiner Schuld in Händen habe. — In der Stadt, wo Hartung früher in Arbeit stand, sei ein altes, reiches Fräulein ermordet worden. Die Beschreibung der bei dieser Gelegenheit entwendeten Schmucksachen passe genau auf die bei dem Arrestanten vorgefundenen. — Es unterliege darum keinem Zweifel, daß dieser bei dem Morde beteiligt, wohl gar der Mörder selbst sei. —

Hans war sprachlos vor Entsetzen.

Umsonst versuchte er sich von dem gräßlichen Verdachte zu reinigen. Als er endlich offen erzählte, wie er zu dem Geschmeide gekommen sei, fand er keinen Glauben mehr. Der Richter zuckte die Achseln und sagte hart: „Hätte Er dies Geständnis eher abgelegt, hätte man Ihm vielleicht Glauben geschenkt. Heute erhöht es nur die Beweise seiner Schuld." —

Der Beamte ging, und in unbeschreiblicher Verfassung blieb Hartung allein. — Er unter dem Verdachte des Mordes! — Großer Gott, war es denn möglich? — Was sollte daraus werden! — Vielleicht, wenn er sich nicht reinigen konnte, verurteilte man ihn gar zum Tod! Es war nicht auszudenken! — „Herr, erbarme dich! — Bringe meine Unschuld ans Licht!" schrie er voll Verzweiflung und stürzte händeringend zu Boden. —

In diesem Augenblick jedoch kam ihm plötzlich, wie von oben herab, die Erkennt-

nis, daß er doch wohl nicht ganz unschuldig litte. Es wurde ihm klar, daß er mit der Fundunterschlagung eine große Sünde begangen hatte und dafür mit Recht gestraft werde. — Und dann fiel ihm mit Entsetzen ein, daß er ja selber Gottes Zorn auf sein Haupt herab gewünscht hatte! — Ach, es konnte ja gar nicht anders kommen! So, gerade so, mußte alles geschehen, um ihm die ganze Verwerflichkeit seines lügenhaften Tun und Treibens, seiner schmählichen Uebertretung des siebenten Gebotes klar zu machen.

Fortsetzung folgt.

Von Seite 18.

klein. Das Haus wurde klein gebaut und konnte nicht größer wachsen;aber das Pferd wurde klein geboren und würde wachsen, darum ist ein unterschiedliches Nupe-Eigenschaftswort erforderlich. Im Englischen brauchen wir dasselbe Wort, wenn wir von dünner Suppe und von einem dünnen Mann oder einer dünnen Schnur reden; aber sie haben in jedem Falle ein verschiedenes Eigenschaftswort. Sie besitzen 50 bis 60 Wörter mit der Bedeutung „kurz."

„Die Nupe bezeichnen manche Dinge deutlicher als wir. Wir sprechen von heute und morgen, und den folgenden Tag nennen wir übermorgen; aber sie haben einen besonderen Ausdruck dafür, und so haben sie auch einen Ausdruck für vorgestern.

„Während ich mit einem Nupe-Lehrer meine Studien machte, habe ich meinem Wortschatz durchschnittlich täglich 15 neue Wörter, oder 2,000 Wörter im Jahre zugefügt. Ich entdecke immer neue Wörter, und diese müssen natürlich alle klassifiziert werden."

„Versuchen Sie auch wohl, neue Wörter von den Eingeborenen zu sammeln?"

„Ich lese Wörter auf, wo ich nur kann. Ich gehe nie irgendwo hin, ohne Notizbuch und Bleistift, und ich unterhalte mich mit meinen Leuten, so oft ich mich auf der Reise befinde. Auf einer Expedition gab ich einem Jungen zehn Kaurimuscheln für jedes neue Wort, das er mir sagen konnte, während ich mit ihm draußen war. Das war keine große Ausgabe, da 1000 Kaurimuscheln einen Wert von ungefähr 25 Pfennigen repräsentieren."

„Ist der Bau der Sprache sehr kompliziert?"

„Ja, das ist gerade die Schwierigkeit. Die Anwendung des Zeitwortes ist sehr kompliziert, ebenso auch seine Stellung im Satz. Das Fürwort jedoch ist einfach. Es gibt nur zwei Zahlen, Einzahl und Mehrzahl, und es gibt keinen bestimmten Artikel. Die Nupe haben ein vorzügliches Zahlensystem, wodurch das Zählen leicht wird und bis auf 100 Billionen fortgeführt werden kann."

„Wie geben Sie Worte in den Evangelien wieder, die Dinge darstellen, welche die Nupe nie gesehen haben?"

„Gut, ich gebe ihnen einige Beispiele. Wir fanden kein Wort für Traubenwein, da sie keine Trauben haben; so haben wir das englische Wort dafür genommen. Wir nennen ein Zelt ein „Tuchhaus"; wir fanden es schwierig, das Wort „Witwe" zu übersetzen, denn es gibt keine Witwen, Witwer, Junggesellen oder alte Jungfern. Sie sind alle verheiratet. Wenn der Mann einer Nupefrau stirbt, wäscht sie und wechselt sie drei Monate ihre Kleider nicht, noch begibt sie sich unter die Leute. Nach dieser Zeit heiratet sie flugs wieder. So haben wir für Witwe das Wort genommen, welches eine solche Frau bezeichnet. In gleicher Weise gibt es kein Wort für Junggesellen; aber die Nupe haben ein Wort, welches wörtlich die Bedeutung „Rotauge" hat, und welches man anwendet, um einen jungen Mann zu bezeichnen, welcher traurig ist, weil er gern heiraten und jemand haben möchte, der ihm das Essen kocht, aber er hat nicht genug Geld, sich eine Frau zu kaufen. Die Nupe haben keine besonderen Ausdrücke für Sohn und Tochter; sie sagen „Mann-Kind" und „Frau-Kind."

„Die Nupe haben kein unterschiedliches Wort für Seele oder Gemüt oder Gewissen. Sie drücken das alles mit einem umfassenden Ausdruck aus welcher „Herz" bedeutet. Wir haben ein Wort für „heilig" angenommen, welches wörtlich „rein" bedeutet; für beruhigt brauchen wir ein Wort, welches bedeutet „ein Herz, welches sich niedergelegt hat." Es war kein entsprechendes Wort für Glauben da, so haben wir eines gemacht, indem wir zwei Worte vereinigten, nämlich „annehmen" und „Wort" (das Wort annehmen). Das Nupe-Wort für Almosengeben heißt „Gottgeben." Sie haben nie Schnee gesehen, so übersetzen wir „so weiß wie Schnee„ mit „so weiß wie Baumwolle". Für Lilie sagen wir „weiße Blume", da sie eine kleine weiße Blume auf den Feldern haben. Wir übersetzen Synagoge mit „Schule." Wir haben für Gemeinde ein Wort prägen müssen. Es heißt „die heilige Gesellschaft." Die Kirche nennen wir das „Haus Gottes."

Missionar Banfield, der diese schwierige Uebersetzungsaufgabe vollführt hat, ist erst dreißig Jahre alt, nachdem er viermal hinter einander Schwarzwasserfieber gehabt, blieb er jetzt frisch und gesund und zeigt ein fröhliches Angesicht, wie jeder wahre Missionar strahlt er Optimismus aus und verlangt sehnlich, wieder auf sein Arbeitsfeld zurückzukehren. Wie sehr Missionar Banfield Meister der Sprache ist, beweist die Bezeichnung, welche die Eingeborenen, unter denen er arbeitet, ihm geben; sie nennen ihn „zabokum Nupe," d. h., der weiße Nupe. Wenig Missionare erhalten ein so beneidenswertes Zeugnis. — Missions- und Heidenbote.